



En bon père de famille

Sollten die Milliarden in der Rentenreserve nicht vor allem in den Klimaschutz investiert werden? Ein Gespräch mit den Chefs von Pensionskasse und Kompensationsfonds

Back to the roots

Luxemburgisch-Kurse werden immer beliebter – nicht nur wegen des *Sproochentests*. Auch Nachfahren luxemburgischer Auswanderer nach Amerika wollen vermehrt die Sprache lernen

Ein Echo von Misständen

Die lokale Berichterstattung in den Tageszeitungen verliert seit Jahren an Stellenwert. Das hat nicht nur Folgen für den sozialen Zusammenhalt, sondern auch für die Demokratie

Ceux qui comptent

Alors que le Statec fête son soixantième anniversaire ce mois, Serge Allegrezza annonce son départ pour 2024

First come, first served

Fotoreportage über die Presse-Essen der parlamentarischen Fraktionen und Gruppen. Dieses Jahr standen sie besonders bei der Opposition schon im Zeichen des Wahlkampfs

Foto: Sven Becker



land

Unabhängige Wochenzeitung
für Politik, Wirtschaft und Kultur

#30

69. Jahrgang
29.07.2022



5,00€



Alain Reuter
(Mitte) und Marc
Fries (rechts) am
Sitz des FDC

En bon père de famille

Interview: Peter Feist

Ende 2021 war die Rentenreserve 27 Milliarden Euro schwer. Sollte das viele Geld nicht vor allem in den Klimaschutz investiert werden? Ein Gespräch mit den Chefs von Pensionskasse und Kompensationsfonds

Alain Reuter ist Präsident der Caisse nationale d'assurance pension (Cnap) und des Fonds de compensation commun au régime général de pension (FDC). Marc Fries ist Mitglied des Direktionskomitees der Cnap und delegierter Vorsitzender des FDC-Investitionskomitees

d'Land: Herr Reuter, Herr Fries, haben Sie das Wort von heute (Dienstag) schon gelesen? „Dem Rentensystem droht der Kollaps“, wird auf einer ganzen Seite ausgeführt.

Alain Reuter: Ich habe den Artikel gelesen. Er behandelt die „implizite Staatsschuld“ aus langfristigen Rentenausgaben bis 2070. Luxemburg schneidet in der Studie einer deutschen Stiftung im Vergleich der europäischen Länder anscheinend ganz schlecht ab. Falsch ist es bestimmt nicht, die Langfristperspektive in den Blick zu nehmen. Auch die EU-Kommission macht das regelmäßig. Aber wenn man fortschreibt, was über die nächsten Jahrzehnte sein könnte, wird unterstellt, dass sich bis dahin nichts ändern würde. Doch genau das ist die Frage: Was wird sich ändern, wann und wie muss die Politik reagieren? Ich orientiere mich dazu lieber an dem *Bilan technique*, den im Mai die Generalinspektion der Sozialversicherung (IGSS) für die nächsten zehn Jahre vorgelegt hat. Diesem Bericht zufolge könnten 2027 die Rentenausgaben die Beitragseinnahmen übersteigen. Dann müssten die „Stellschrauben“ genutzt werden, die im Rentenreformgesetz von 2012 stehen. Sie würden den Ausgabenzuwachs ein wenig dämpfen, ehe ab 2032 das System defizitär würde und vielleicht 2030 eine größere Reform eingeleitet werden müsste.

Wobei 2012 davon ausgegangen wurde, dass schon 2018 an den Stellschrauben gedreht werden müsste, und im *Bilan technique* von 2016 rechnete die IGSS mit dem Stichtatum 2023. Immer aber bewahrte das Wachstum vor dem Griff nach den „Stellschrauben“.

AR: Ja, aber tendenziell nehmen die Ausgaben trotz aller Beschäftigungszuwächse stärker zu als die Einnahmen. Irgendwann wird das Stichtatum Realität.

Ende 2021 war die Rentenreserve auf 27 Milliarden Euro gewachsen, 3,2 Milliarden mehr als im Jahr zuvor. Man könnte meinen, da wurden ein paar hunderttausend neue Arbeitsplätze geschaffen, an denen gut verdient wird und von wo viele zusätzliche Beiträge an die Pensionskasse fließen.

AR: Die Beitragseinnahmen stiegen vergangenes Jahr auch, aber der größte Teil des Zuwachses kam mit 2,6 Milliarden aus dem FDC, dem Kompensationsfonds des Pensionsregimes, und seiner Sicav. Über sie wird der Großteil der Rentenreserve an den internationalen Finanzmärkten investiert.

Hat im Verwaltungsrat der Pensionskasse schon mal jemand vorgeschlagen, das Rentensystem ganz aus der Sicav finanzieren zu lassen, also zur Kapitaldeckung überzugehen?

AR: Das wäre gar nicht möglich. 2021 entsprachen die 27 Milliarden Euro in der Rentenreserve 5,16 Jahresausgaben. Um die Renten allein aus dem Kapitalerlös des Kompensationsfonds bezahlen zu können, müsste die Reserve 25 bis 30 Jahre abdecken. Wir würden dann nicht von 27 Milliarden reden, sondern von 180 Milliarden. Um sie aufzubauen, wäre mehr als eine Generation vonnöten. Damit stellt sich ein fundamentales Problem: Jede Entscheidung, die die Politik trifft, sollte wenigstens eine Generation lang gelten. Deshalb wurde in der Rentenreform von 2012 der Leistungsabbau über 40 Jahre gestreckt. Wollte man zum Kapitaldeckungsverfahren übergehen, bräuchte man zwei Generationen: eine zum Aufbau der großen Reserve, eine zweite für den Übergang vom Umlageverfahren auf die Kapitaldeckung. So was ist wahrscheinlich auch politisch nicht gewollt.

Und auch die UEL-Vertreter im Cnap-Verwaltungsrat reden nicht manchmal vom Übergang zur Kapitaldeckung?

AR: Wir sind kein politischer Verwaltungsrat. Wir beschäftigen uns mit den Leistungen, die wir auszahlen. Und damit, ob die Pensionskasse gut aufgestellt

„Die Lage auf den Finanzmärkten ist schlechter als im vergangenen Jahr. Im Moment rechnen wir mit acht Prozent Verlust“

ist, um mit der wachsenden Zahl der Leistungen effizient umzugehen. Die Ausrichtung des Rentensystems ist ein Thema für die Politik, vielleicht auch für den Wirtschafts- und Sozialrat. Für uns nicht. Philosophischere Diskussionen, wenn man so will, führt eher der Verwaltungsrat des Kompensationsfonds. Der FDC ist eine öffentliche Einrichtung für sich. Da kann die Debatte sich zum Beispiel darum drehen, wie wir die 27 Reserve-Milliarden investieren.

Die Arbeitnehmerkammer (CSL) hat dazu Ende März öffentlich einen „Paradigmenwechsel“ verlangt: Die Auswahlkriterien für die Investitionen des FDC müssten „viel restriktiver“ werden. Statt „marktkonforme Erlöse“ erzielen zu wollen, müsse eine Strategie für „Investitionen in die heimische Wirtschaft und die Lohnabhängigen und die Bürger“ her, Stichwort „ökologischer Umbau“. Wie verstehen Sie diesen Vorstoß? Haben die Gewerkschaftsvertreter im FDC die bisherigen Investitionsentscheidungen nicht mitgetragen?

AR: Der FDC trifft seine Entscheidungen immer im Konsens.

Was will die CSL dann?

AR: Ich denke, Sie möchte sagen, was auch der FDC immer gesagt hat: Er investiert die Rentenreserve *en bon père de famille*. Seit 2011 werden enorme Anstrengungen gemacht, um Kriterien von Nachhaltigkeit und ESG (ecological, social, governance) in unsere Überlegungen zu integrieren. Dass dieser Prozess weitergehen muss, bestreitet niemand.

Aber wenn der FDC im vergangenen Jahr zwölf Prozent Erlös einführte, sieht das nach Gewinnmaximierung aus. Und eine Studie im Auftrag von Greenpeace kam zu dem Schluss, dass die Investitionen der Sicav des FDC auf 2,7 Grad Erderwärmung gerichtet sind und nicht auf unter zwei Grad oder besser höchstens 1,5 Grad, wie 2015 im Pariser Klimaabkommen festgehalten.

AR: Im hohen Erlös 2021 steckte wahrscheinlich auch ein Nachholeffekt: Die Weltwirtschaft zog wieder an, die Covid-Lockdowns waren überstanden, zumindest in Europa. Dort wurde der Aufschwung auch durch die Niedrigzinspolitik der Europäischen Zentralbank und das *quantitative easing* finanziert. Es gab viel Zuversicht. Die Wirtschaft boomte, die Finanzmärkte boomten, und mit ihnen stiegen unsere Erlöse.

Wie ist die Lage jetzt?

Marc Fries: Sie können sich bestimmt vorstellen, dass sie schlechter ist als im vergangenen Jahr. Der FDC folgt dem Trend der Märkte. Ukrainekrieg, Energieknappheit, Inflation und steigende Zinsen wirken sich nicht vorteilhaft auf die Finanzmärkte aus. Im Moment rechnen wir mit acht Prozent Verlust. Die Aussichten waren dieses Jahr aber auch schon mal noch trüber. Mittlerweile stabilisieren die Börsen sich wieder.

Gleichzeitig sind diesen Sommer erneut Folgen des Klimawandels zu sehen: Hitzewellen, Dürren, Waldbrände und Trinkwasserknappheit. Und Greenpeace unterstellt dem FDC, auf 2,7 Grad Erderwärmung abzu zielen.

MF: Was die Studie von Greenpeace betrifft, haben wir festgestellt, dass ihre Methodik nicht transparent beschrieben ist und aus unserer Sicht zum Teil Inkohärenzen beinhaltet. Deshalb können wir ihre Resultate nur schwer nachvollziehen. Der FDC dagegen hat Ende 2020 eine Nachhaltigkeitsstudie publiziert, die sehr transparent ist.

Nun aber beruft die Arbeitnehmerkammer sich auf die Greenpeace-Studie. Damit scheint die gesamte Gewerkschaftsseite im FDC sie zu teilen. Wird das zu einem Problem?

MF: Man kann der CSL ein bisschen vorwerfen, dass sie nicht infrage gestellt hat, wie dieser Bericht zustande kam und wie er gerechnet wurde.

Hätte sie es besser wissen müssen?

AR: Der FDC hat einen fast achtzigseitigen Bericht über die Erfüllung der ESG-Kriterien Stand 2020 geschrieben. Der ist öffentlich. Für den Bericht wurden unter anderem Studien über den CO₂-Footprint der Investitionen des FDC angestellt. Überprüft wurde auch, wie wir zum Global compact der Vereinten Nationen stehen, das ist eine Initiative für nachhaltige und verantwortungsvolle Unternehmensführung. Weil auch wir den CO₂-Footprint für ganz wichtig halten, ließen wir ihn von einer Agentur messen, die darin viel Erfahrung hat. Trucost heißt sie, ihre Pariser Niederlassung haben wir ausgewählt, weil es in Frankreich damals schon ein Gesetz gab, den CO₂-Footprint auszuweisen. Das hat Trucost für uns ebenfalls untersucht, also inwieweit der FDC auf einer Linie mit dem Pariser Abkommen liegt. Das zu analysieren, ist technisch ziemlich kompliziert. Künftig wollen wir jedes Jahr den Footprint berechnen lassen und alle drei Jahre, inwiefern wir deckungsgleich sind mit den Klimazielen von Paris. Trucost hat ermittelt, dass wir Stand 2019 über zwei Grad lagen. Zwischen zwei und drei Grad. Genauer bestimmen kann man das nicht, sagt Trucost uns. Es könnten also 2,1 Grad sein, vielleicht 2,5, vielleicht auch 2,7 Grad.

MF: Seit dem Eklat von 2009, als der damalige Abgeordnete André Hoffmann (déi Lénk) ganz zu Recht darauf hinwies, dass der FDC in Streubomben investiert hatte, wurden Anstrengungen unternommen. Wir begannen zu überprüfen, ob unsere Investitionen im Widerspruch zu internationalen Konventionen stehen. Wir gaben uns eine verantwortliche Rolle als Investor, der sich nicht an Firmen beteiligt, die auf Kinderarbeit zurückgreifen, Menschenrechte verletzen. Wir beteiligen uns auch nicht an Boeing und Airbus, weil beide ein Atomwaffenprogramm haben – sonst würden wir gegen eine Konvention verstoßen, die Luxemburg mitträgt. Wir lassen das regelmäßig von Sustainalytics, eine der weltgrößten Firmen in diesem Bereich, überprüfen. Nach dem Klimagipfel von Paris 2015 erhielt der Nachhaltigkeitsgedanke Auftrieb. Wir hatten schon 2012 gesagt, wir wollen ihn mit einbauen. 2017, bei der letzten Neufassung unserer Investitionsstrategie, legten wir fest, dass jedes Mandat für aktive Investitionen, das wir ausschreiben, einen nachhaltigen Ansatz haben muss. Jedes!

Wie überprüft der FDC das?

MF: Was zum Beispiel Aktien angeht, ist das so genannte Universum, in dem ein Investor für uns Beteiligungen erwerben kann, der Welt-Aktienindex MSCI. Er enthält 2 700 Aktientitel. Die kennen wir also, und sie können gescreent werden. Das lassen wir von Sustainalytics schon machen, ehe investiert wird. So dass es keine Überraschungen für uns mehr geben dürfte. Dieses Prinzip gilt auch bei allen anderen Anlageklassen, wie zum Beispiel den Obligationen. Was nachhaltige Ansätze betrifft, so werden die aktiven Mandate von Luxflag zertifiziert. Außerdem besteht der FDC darauf, dass die aktiven Manager die Vorgaben der Artikel 8 oder 9 der SFDR-Klassifizierung (Sustainable Financial Disclosure Resolution) erfüllen.

Ändern die Investitionen sich von einem Jahr zum nächsten?

MF: Nein. Wir suchen Asset-Manager für maximal zehn Jahre aus. Sie haben den MSCI World als Benchmark, und sie müssen alle ihren nachhaltigen Ansatz dokumentieren. Außerdem haben alle ESG als Kriterium. Hinzu kommt nun vielleicht auch noch ein Klima-Kriterium. Denn wir haben vor kurzem ein passives Mandat vergeben, dessen Ziel tatsächlich ist, das Pariser Abkommen zu respektieren. Also unter zwei Grad zu investieren.

Das ist aber nur ein Mandat von insgesamt 25 des FDC?

MF: Wie gesagt, alle aktiven Mandate müssen einen Nachhaltigkeitsansatz in ihrer Investitionsstrategie verfolgen. Außerdem haben wir ein Mandat

für Greenbonds eingerichtet, da wird nur in solche Bonds investiert. Greenpeace kritisiert uns dafür, dass da auch Firmen wie Engie, RWE oder EDF dabei sind. Doch bei Greenbonds zählt das jeweilige Projekt. Diese Firmen investieren ebenfalls in erneuerbare Energien, so wie Total oder Shell es auch tun. Bauen sie zum Beispiel einen Windpark, könnte dieser über einen Greenbond finanziert werden. Ein Greenbond muss immer ein nachhaltiges Projekt finanzieren, der Emittent spielt dabei keine Rolle.

Aber wieso nur ein Klima-Mandat und nicht zwei oder fünf? Wenn ich Sie richtig verstanden habe, bedeutet ESG-Konformität ja nicht automatisch wenig CO₂.

AR: Nein, das bedeutet ESG nicht automatisch. ESG ist sozusagen ein dreidimensionaler Raum: Kann sein, dass ein Unternehmen, das ökologisch gut abschneidet, nicht gut geführt wird. Oder nehmen wir unser Impact-Mandat, über das wir in Entwicklungsländern Schulen bauen lassen: Wir investieren damit letztlich in Zement, der einen sehr schlechten CO₂-Footprint hat, weil für die Zementherstellung viel CO₂ benutzt wird. Der Footprint unseres Impact-Mandats ist der absolut schlechteste, den wir haben. Ein anderes Beispiel sind die Windparks von Total Energies: Lässt der FDC in sie über einen Greenbond investieren, dann ist das Klimaschutztechnisch etwas Gutes. Aber letztlich geben wir damit Total Geldmittel, einer Firma, die an anderer Stelle CO₂-mäßig schlecht dasteht. Wie messen wir das? Das ist alles andere als einfach. ESG ist bis heute nicht ganz klar definiert, und es gibt auch keine völlig schlüssigen Audits dazu. Das Beste angesichts der Klimakrise wäre, CO₂ und Methan zu reduzieren und entsprechend zu investieren. Dann müsste man an anderer Stelle Kompromisse machen. Und zum Beispiel sagen, wir investieren massiv in Tesla, weil das der Pionier der Elektromobilität ist, obwohl der exzentrische Firmenchef kein Beispiel für gute Unternehmensführung darstellt.

Dann bräuchte der FDC also doch mehr als ein Klima-Mandat.

AR: Würde der FDC ganze Sektoren ausschließen, würde sich sein Investitions-Universum reduzieren. Vielleicht so stark, dass nicht mehr viel übrigbleibt. Wir würden dann womöglich in Unternehmen investieren, die gegen andere Regeln verstoßen. Oder wir wären am Ende zu mehr als fünf Prozent an einer Firma beteiligt und würden uns einem zu starken Risiko aussetzen, falls es ihr schlechter geht. Laut Gesetz besteht die Mission des FDC darin, die Zukunftsfähigkeit des Luxemburger Rentensystems absichern zu helfen. Eine weitere gesetzliche Vorgabe für uns lautet, die Investitionsrisiken zu streuen. Das tun wir. Vor 2008 hatten wir in Lehman Brothers investiert. Als Lehman Brothers zusammen-

brach, verloren wir Geld, aber nicht allzu viel. Wir können nicht eigenständig entscheiden, aus Erdöl auszusteigen. Noch sind in Luxemburg Investitionen in Tankstellen möglich. Es müssen nicht nur Elektro-Ladesäulen sein.

MF: Bei der Überarbeitung der Investitionsstrategie, die alle fünf Jahre erfolgt, ist es nicht ausgeschlossen, dass weitere Investitionen mit klaren Klimazielen angestrebt werden.

Das heißt, wenn die Regierung, wie das vom Sozialminister ja erklärt wurde, die Gesetzgebung zum FDC überdenken will, dann müsste sie für sektorielle Ausschlüsse eine Grundlage schaffen?

AR: Zum Beispiel. Der FDC kann einen Mandatär auswählen, dessen Nachhaltigkeitsansatz Öl ausschließt. Der FDC aber kann aus Eigeninitiative keinen Sektor ausschließen. Greenpeace möchte, dass wir in diese Richtung gehen und uns von einem Ethikrat beraten lassen. Wir antworten darauf, dass das nicht geht. Wir dürfen uns keinem Lobbying aussetzen, egal von welcher Seite. Anders wäre es, wenn im Gesetz zum FDC eine Grundlage für sektorielle Ausschlüsse geschaffen und anschließend vielleicht eine Verordnung präzisieren würde, welche Sektoren das sein sollten.

MF: Das berührt auch die EU-Taxonomie für Investitionen in „grüne Energien“. An sich ist es gut, dass es die Taxonomie nun gibt, damit existiert eine Leitlinie. Ob sie der Luxemburger Regierung gefällt oder nicht, ist nicht unser Thema. Spannend könnte es werden, wenn die Regierung, wie angekündigt, gemeinsam mit der österreichischen gegen die Taxonomie klagt. Dann könnte es für die Staatsvertreter im Verwaltungsrat des FDC ein Thema werden. Wie die Patronats- und die Salariatsvertreter das sehen würden, weiß ich nicht. Noch investiert der FDC in Gas und in Kernkraft. Dass wir an EDF beteiligt sind, ist kein Geheimnis. Um Atomkraft als Sektor auszuschließen, fehlt uns die Grundlage.

Generationenvertrag: Änderungen am Rentensystem müssen stets mindestens für eine Generation gelten



„Der FDC muss seine Risiken diversifizieren. Deshalb investiert er nicht prioritär in Luxemburg. Es ist schlecht, in die Hand zu investieren, die dich füttert“

Wie ist das mit Investitionen des FDC in die heimische Wirtschaft, wofür die Arbeitnehmerkammer plädiert? Oder mit der Idee der DP im Wahlprogramm 2018, dass der FDC für die öffentliche Hand Bauland aufkaufen könnte? Sie hat es immerhin sogar ins Koalitionsprogramm geschafft.

AR: Aber das Problem ist, dass es nicht genug preiswerte Grundstücke gibt, sodass man „erschwinglich“ bauen könnte und es trotzdem rentabel wäre. Der FDC besitzt Baugrundstücke. In Nei Hollerich zum Beispiel oder auch in Teilen der Nordstad. Dort werden wir in den Wohnungsbau investieren, auch in den erschwinglichen Wohnungsbau, aber damit werden wir die nächsten zehn Jahre beschäftigt sein. Wir sind außerdem nach dem Staat der zweitgrößte Aktionär der SNHBM und haben dort eine Kapitalerhöhung mitvollzogen. Selber Wohnungsbau zu entwickeln, wäre der FDC gar nicht imstande. Unsere Mission ist letztlich die einer Pensionskasse, also Renten auszuzahlen und Renten auszurechnen. Alles

andere ist ergänzend. Sonst müssten wir hier 30 Leute einstellen, Architekten und so weiter.

MF: Es ist nicht die Mission des FDC, die Wohnungskrise zu lösen. Ebenso kann es nicht seine Mission sein, Wachstumsprobleme der Luxemburger Wirtschaft zu lösen. Denn die Pensionskasse schöpft bereits ihre Beitragseinnahmen aus ihr. Es ist schlecht, in die Hand zu investieren, die dich füttert. Unser Auftrag, die Risiken des FDC zu diversifizieren, beinhaltet deshalb auch eine geografische Diversifizierung. Natürlich halten wir Beteiligungen an Luxemburger Unternehmen. Prioritär ist das aber nicht.

AR: Wir könnten in Luxemburger Start-ups investieren, vielleicht gemeinsam mit der SNCI. Auch das aber wäre konträr zum Auftrag, den wir eigentlich haben. Denn ginge es Luxemburg schlechter, könnte auch der FDC in schlechteren Tüchern sein. Deshalb hat zum Beispiel der London Stock Exchange für britische Pensionsfonds heute längst nicht mehr dieselbe Anziehungskraft wie noch vor 20 Jahren. Damals waren diese Fonds zu 50 Prozent dort investiert, heute nur noch zu drei Prozent. Die machen dasselbe Kalkül: Das Geld, das sie verdient haben, möglichst nicht im selben Markt zu investieren, sonst bringen sie es womöglich in Gefahr.

Was genau ist die Rolle des FDC im Rentensystem? Wenn ausgerechnet wird, ob der Beitragssatz noch reicht, damit die Ausgaben die Einnahmen nicht übersteigen, spielt die Höhe der Rentenreserve keine Rolle. Selbst wenn der FDC in einem Jahr 2,6 Milliarden verdient hat.

MF: Die Rentenreserve ist ein Puffer. Ein finanzieller und auch ein politischer Puffer. Wenn in der Reserve fünf Jahresausgaben liegen, hat die Politik mehr Zeit, um Reformen zu beschließen, wenn sie nötig werden. Die Reserve ist nicht dazu da, künftige Renten zu garantieren, sondern einen smarten Übergang zu finanzieren. Und je größer die Reserve ist, desto länger kann der smarte Übergang gezogen werden. ●

LEITARTIKEL

Vitamin B6

Luc Laboulle

Auf eine parlamentarische Anfrage des DP-Abgeordneten André Bauler lieferte Innenministerin Taina Bofferding (LSAP) in dieser Woche die Liste mit den 23 Gemeinden, die 14 Jahre nach Verabschiedung des Pacte-Logement-Gesetzes sich noch immer weigern, bebaubare Grundstücke in die Grundsteuerklasse B6 aufzunehmen. Es handelt sich vor allem um ländliche Majorzgemeinden im Norden und Osten des Landes; fast alle werden sie von Bürgermeistern geführt, die Mitglied in der DP oder in der CSV sind. Doch auch die flächenmäßig zu den drei größten Kommunen gehörenden Proporzgemeinden Clerf und Rambrouch haben es bislang abgelehnt, das 2008 geschaffene Instrument zur Mobilisierung von Bauland einzuführen. In beiden Gemeinden hat die CSV die absolute Mehrheit (selbst wenn der *député-maire* und Syvicol-Präsident Emile Eicher in Clerf nach sektionsinternen Turbulenzen und einem Sterbefall eine Allianz mit einer *Biergerléscht* einging).

Unter den Kommunen, die den Grundsteuersatz B6 zwar eingeführt haben, ihn aber so niedrig belassen, dass er unwirksam ist, finden sich neben drei CSV-geführten Gemeinden (Manternach, Rosport-Mompach und Larochette) mit Steinsel, Dippach, Steinfort und Mertert auch vier Gemeinden, in denen die LSAP den Bürgermeister stellt. Das dürfte insofern überraschen, als der Gesetzentwurf zum Pacte Logement 2007 vom CSV-Wohnungsbauminister Fernand Boden hinterlegt und 2008 von der CSV-LSAP-Mehrheit angenommen wurde. *Député-maire* Ali Kaes, dessen Gemeinde Tandel zu den 23 „Verweigerern“ gehört, stimmte damals genauso dafür wie der Steinseler *député-maire* Jean-Pierre Klein von der LSAP. Die DP, die 2008 in der Opposition war, lehnte den Pacte Logement ab, auch weil sie sich prinzipiell schwer täte mit Steuern, „déi d’Leit bestrofen, amplatz se ze belounen.“

Über die Gründe, weshalb mehr als ein Drittel aller Gemeinden die Grundsteuerklasse B6 nicht anwenden oder den Hebesatz sehr niedrig halten, lässt sich nur spekulieren. In den kleineren Majorzgemeinden liegt es vielleicht daran, dass die Lokalfürsten Angst vor einem Rechtsstreit mit wohlhabenden und einflussreichen Familien haben, denen sie nicht zuletzt ihren politischen Erfolg verdanken. Als der Diekircher Gemeinderat 2020 entschied, die Grundsteuer auf ungenutztem Bauland zu verzwanzigfachen, legten 15 Eigentümer/innen Einspruch vor dem Verwaltungsgericht ein.

Außer Diekirch hat noch keine Gemeinde sich getraut, den Grundsteuersatz B6 so hoch anzusetzen, dass er seine Wirksamkeit entfalten kann. Deshalb hat die Regierung vor einigen Monaten beschlossen, neben der Modernisierung der Grundsteuer auch eine nationale Spekulationsgebühr auf ungenutztem Bauland einzuführen. Inzwischen wird sie Mobilisierungssteuer genannt, weil das für Spekulanten weniger diskriminierend klingt. Alle großen Parteien haben sich dafür ausgesprochen. Schon im Herbst könnte der Gesetzentwurf in der Kammer hinterlegt werden. Bei der Besteuerungsgrundlage sollen Faktoren wie geographische Lage und Baudichte mit in Betracht gezogen werden. Wie hoch die Steuer am Ende sein wird, steht noch nicht fest. Wer genau sie bezahlen soll, ebenfalls nicht. Die „Bomi mam Terrain fir hir Enkelkanner“ jedenfalls nicht. Eher Großgrundbesitzer, die Bauland gezielt zu Spekulationszwecken zurückhalten. Um wieviele Personen und Gesellschaften es sich dabei überhaupt handelt, ist nicht bekannt.

Dass die Grundsteuerreform noch vor den nächsten Wahlen verabschiedet wird, ist unwahrscheinlich. Der Staatsrat war schon 2007 gegen den Gesetzentwurf zum Pacte Logement Sturm gelaufen. Tatsächlich sah die erste Vorlage vor, dass Gemeinden Eigentümer per Gemeinderatsbeschluss dazu verpflichten könnten, ihr Grundstück innerhalb von drei Jahren zu bebauen. Kämen sie dieser Anordnung nicht nach, könnte die Gemeinde eine Enteignungsprozedur einleiten. Abgesehen davon, dass diese Disposition einer Verfassungsänderung bedurft hätte, die aber nie vorgenommen wurde, wäre es vom Gesetzgeber unverantwortlich gewesen, so viel Verantwortung auf die Gemeinden abzuwälzen. Umso mehr, weil viele von ihnen sich bis heute nicht einmal dazu durchringen konnten, eine Grundsteuer auf ungenutztem Bauland zu erheben.

ENERGIE

Wachsende Gasnot

Luxemburg werde auf jeden Fall seinen Gasverbrauch um 15 Prozent senken, erklärte Energieminster Claude Turmes (Grüne), nachdem der EU-Energieministerrat am Dienstag den Kompromiss zum Gas-Notfallplan angenommen hatte. Zwar soll die Verbrauchsreduzierung freiwillig sein. „Trotzdem muss jeder Mitgliedstaat einen Einsparplan aufstellen“, sagte Turmes dem *Land*. „Freiwilligkeit bedeutet nur, dass niemand sanktioniert wird, der die 15 Prozent nicht schafft.“

Wie die Einsparung in Luxemburg konkret erreicht werden soll und welche Vorgaben es pro Sektor geben wird, steht noch nicht fest. Luxemburg kommt rechnerisch entgegen, dass die Firma Guardian einen Glasschmelzofen außer Betrieb genommen hat, um ihn zu ersetzen: Dadurch ist der nationale Gasverbrauch schon um 8,5 Prozent kleiner als der Durchschnitt der letzten fünf Jahre, den der EU-Plan als Vergleich nimmt. Um für Sparbemühungen zu werben, soll es im Herbst eine Kampagne geben. Bereits jetzt lässt die Regierung prüfen, wie sich der Gasverbrauch in öffentlichen Gebäuden und in Nahwärmenetzen sowie in industriellen Prozessen senken lassen kann. Der Gasfluss aus Russland nach Deutschland nahm derweil weiter ab. Einen Tag nach dem Energieminister-Beschluss senkte Gazprom die Lieferungen durch die Pipeline Nord Stream 1 auf 20 Prozent der Kapazität. Über Nord Stream 1 verläuft rund ein Drittel der Gasimporte in die EU. Der Gaspreis an der niederländischen Referenz-Börse stieg am Mittwoch um sieben Prozent auf 210 Euro pro Megawattstunde, 400 Prozent mehr als vor einem Jahr.

Regelrechter Notstand, der Einsparungen zur Pflicht erklären und vielleicht höher als 15 Prozent ansetzen würde, würde laut dem Gasplan in der EU ausgerufen, wenn entweder fünf Mitgliedstaaten das national entscheiden oder die EU-Kommission dazu rät. In letzterem Fall müsste aber der Ministerrat zustimmen. So dass die politisch brisanten Diskussionen um Sparen und Solidarität vertagt wurden, um einen Konsens herbeizuführen (Foto: Sven Becker). pf

P O L I T I K

Rettet den Tanktourismus!

Gerne äußerten sich vor allem CSV-Fraktionschef Gilles Roth und der ADR-Abgeordnete Fred Keup im *Radio 100,7* zu den neuen Tankrabatten in Frankreich. Dort könnten im September wegen Steuernachlässen sowie einer Aktion von Total die Spritpreise auf bis zu 1,50 Euro pro Liter sinken. Roth erneuerte seine Forderung, den Luxemburger Tankrabatt bis zum Jahresende zu verlängern: „Wat fir 60 Millioune Fransouse geet, mengen ech, dat muss och fir 650 000 Lëtzebuerger gellen.“ Andernfalls rissen die von französischen Tanktouristen ausbleibenden Akziseneinnahmen „ee grousst Lach an d’Staatskees“. Fred Keup wiederholte die ADR-Position, die Luxemburger Spritakzisen müssten „dauerhaft“ unter denen der Nachbarländer bleiben, „engersäits fir de Leit hei am Land entgéint ze kommen an anersäits fir attraktiv ze bleiwe fir den Tanktourismus“. Finanzministerin Yuriko Backes (DP) scheint aber nicht davon auszugehen, dass 7,5 Cent Tankrabatt der Staatskasse nützen: Im Finanzbogen zu dem Verordnungsentwurf, durch den der Tankrabatt um einen Monat bis Ende August verlängert werden soll, ist die Rede von 11,5 Millionen Euro Einnahmenausfall. pf

Ein Plan wird kommen

In einer Stellungnahme beklagt der Ärztenverband AMMD sich bitter über den Gesetzentwurf von LSAP-Gesundheitsministerin Paulette Lenert zum *virage ambulatoire*. Dass leichte Aktivitäten aus den Spitälern lediglich in wiederum den Spitälern angeschlossene „Antennen“ ausgelagert werden sollen, verstärke die „Krankenhauszentriertheit“ der medizinischen Versorgung, statt auf das Innovationsvermögen von Ärzt/innen in Centres médicaux zu setzen. Luxemburg gehe damit einen weiteren Schritt in Richtung „Staatsmedizin“,



und es werde ignoriert, dass am *Gesondheetsdësch* eine „démarche participative“ angekündigt worden sei. Sich gegen den Gesetzentwurf wehren zu wollen, kündigt die AMMD nicht an. Stattdessen verspricht sie, „demnächst“ der Öffentlichkeit ein „Globalkonzept“ vorzulegen, das Antworten auf sämtliche Herausforderungen im Gesundheitssystem liefern soll. Es müsse darum gehen, sich zu befreien von „dogmes oppressants d’une politique aveuglée par l’idéologie, et ayant systématiquement viré dans le mauvais sens durant les décennies passées“. pf

S O Z I A L E S

Wegen Covid

Dass die Zahl der pflegebedürftigen Personen in Alten- und Pflegeheimen um 1,1 Prozent wuchs, dagegen die der daheim Betreuten um 3,6 Prozent, erklärt die CNS in der Jahresbilanz 2021 der Pflegeversicherung unter anderem mit einer „gewissen Zurückhaltung“, sich während der Corona-Seuche einem Heim anzuvertrauen. Inwieweit das durch eine generelle Sorge motiviert war oder durch die Rücktrittsforderungen der Opposition an die Adresse der DP-Familienministerin im Frühjahr 2021 wegen zu laxer Hygienevorgaben, untersuchte die CNS aber nicht. Die Pflegekasse verzeichnete 2021 einen Überschuss von 18,9 Millionen Euro. Ihr kumulierter Überschuss vergrößerte sich auf 369,7 Millionen. pf

Sterben und Trauern

Der Verein Omega 90 bot im vergangenen Jahr rund 4 000 psychologische Beratungsgespräche an, wie aus seinem Jahresbericht hervorgeht. Er betreibt darüber hinaus in Hamm das Haus Omega, in dessen 15 Betten 133 Schwerkranke palliativ betreut wurden. Der Verein bemüht sich zudem seit 1990 um die Weiterbildung von

Pfleger/innen und Freiwilligen in Palliativbetreuung, und er begleitet Trauernde. 2021 startete er das Pilotprojekt *Trauerkrees*. Es geht dabei um das gemeinsame Trauern, in dem der Verlust einer geliebten Person im Rahmen von Wanderungen oder Klangreisen besprochen wird. Nicht immer jedoech befanden sich Verstorbene an ihrem Lebensende: Gemeinsam mit der ErwuesseBildung organisierte Omega 90 unlängst einen Themenabend zu „Sternenkindern“. So werden Kinder genannt, die bereits vor, während oder kurz nach ihrer Geburt sterben. Für den Wahlkampf 2023 hat der Verein Forderungen an die Parteien geschickt. Unter anderem wünacht er sich eine gezielte Aufklärung über die Patientenrechte. So seien beispielsweise nur wenige über die Ernennung und die Rolle einer Vertrauensperson informiert. Sie kann Entscheidungen für einen treffen, falls man selber zu beeinträchtigt ist, um eigene Wünsche zu artikulieren. Gerade im Rahmen des Euthanasie-Gesetzes muss die Vertrauensperson gegebenenfalls eine Vermittlerposition einnehmen. Der Verein zählt 62 Festangestellte sowie fast ebenso viele Freiwillige. Er wurde 2021 mit nahezu sieben Millionen Euro aus der Staatskasse bezuschusst. sm

U M W E L T

Noch viel zu tun

Bei der Reduktion des Pestizideinsatzes in Luxemburg bleibt offenbar noch einiges zu tun. Auf eine parlamentarische Anfrage des grünen Abgeordneten François Benoy, wie weit die Umsetzung des 2017 beschlossenen Pestizid-Aktionsplans fortgeschritten ist, antwortete Landwirtschaftsminister Claude Haagen (LSAP) lediglich, der Regierungsrat habe am 15. Juli beschlossen, den Aktionsplan unverändert weiterzuführen. Der Plan sieht vor, den Pestizideinsatz bis 2030 um 50 Prozent zu senken und den der *big movers* schon bis 2025 um 30 Prozent. Die jüngste

Statistik, über die der Minister verfügt, datiert von 2020. Damals hatte der Pestizideinsatz insgesamt um 9,4 Prozent abgenommen und der der *big movers* um 10,2 Prozent. pf

G E S U N D H E I T

Wo bleiben die Vakzine?

Vergangenen Freitag empfahl das Gesundheitsamt Händewaschen und *Safer Sex* zur Prävention gegen eine Infektion mit den Affenpocken. Nachdem diesen Montag die EU-Kommission dem Affenpocken-Impfstoff Imvanex die Zulassung zur Vakzination Erwachsener erteilte, kommunizierten Gesundheitsamt und Gesundheitsministerium nicht. Was anscheinend daran liegt, dass Luxemburg das Vakzin noch nicht erhalten hat. Die grünen Abgeordneten Josée Lorsché und Marc Hansen wollen von Gesundheitsministerin Paulette Lenert (LSAP) Aufschluss per parlamentarischer Anfrage. pf

Covid rückläufig

Vielleicht liegt es an den Ferien, oder vielleicht klingt die B.A.5-Welle des Omikron-Coronavirus ab. Der Covid-Wochenbericht des Gesundheitsministeriums jedenfalls verzeichnete für den Zeitraum vom 18. bis zum 24. Juli einen Rückgang der Inzidenz um 26 Prozent auf 3 577 gemeldete Infektionen. Hospitalisiert waren mit 21 Personen sieben weniger als in der Woche zuvor. Auf einer Intensivstation lag kein Covid-Patient. pf

Blog

Back to the roots

Sarah Pepin

Luxemburgisch-Kurse werden immer beliebter – nicht nur wegen des *Sproochentests*. Auch Nachfahren luxemburgischer Auswanderer nach Amerika wollen die Sprache vermehrt lernen



Erinnerungskultur beim Luxembourg America Fest in Belgium, Wisconsin

Ech well mäi Croissant op Lëtzebuergesch bestellen! So hieß vor Jahren, als *social media* noch ein Dorf und die Welt halbwegs in Ordnung war, eine *Facebook*-Gruppe. Populismus beiseite – es ist für viele ausländische Mitbürger erstrebenswert, ihr Hörnchen auf *Lëtzebuergesch* bestellen zu können. Die Sprache und ihre Kuriositäten kann man heute auf einer Reihe unterschiedlicher Online-Plattformen und an Instituten lernen, der Andrang ist so groß wie nie. Allein am Institut national des langues (INL) gab es 2009 lediglich 77 Luxemburgisch-Kurse, heute sind es 345, die Einschreibungen haben sich mehr als verdoppelt und liegen für das eben vergangene Schuljahr bei 5 707. Im April kündigte Bildungsminister Claude Meisch (DP) an, die Angebote zum Spracherwerb zu erweitern, unter anderem mit einem neuen digitalen Einstufungstest und einer Ergänzung des derzeit gebrauchten Lehrmaterials „Schwätzt dir Lëtzebuergesch?“. Auch sollen die Online-Kurse weiter ausgebaut und die Gratis-Lehrplattform „Lëtzebuergesch léieren online“ im Herbst live gehen – neben dem Niveau A1 und A2 wird jedes Jahr eine Stufe hinzukommen.

Diese Plattform wird dem multilingualen Kontext, in dem *Lëtzebuergesch* sich entwickelt, gerecht: Sie wird auf Portugiesisch, Deutsch, Französisch, Englisch und Luxemburgisch angeboten werden. Allgemein sind Englisch-Angebote noch relativ neu: *Learn Luxembourgish* hieß die erste Lernressource auf Englisch, gegründet wurde sie 2017 von der in Kanada lebenden Luxemburgerin Liz Wenger, aus einem Wunsch heraus, ihrer Familie ihre Muttersprache näherzubringen. Ihr Angebot fand Anklang, sie schrieb das gleichnamige Buch dazu, die Skype-Kurse wuchsen stetig.

Die Autorin Florence Sunnen unterrichtet dort seit Gründung der Sprachplattform. Die Motivationen der Schüler seien unterschiedlich, viele seien kürzlich erst im Land angekommen und würden versuchen, sich möglichst schnell zu integrieren und den mit dem Nationalitäten-Gesetz von 2008 eingeführten *Sproochentest* zu absolvieren. Derzeit ist der Erhalt der Staatsbürgerschaft an die Absolvierung der Prüfung gekoppelt, die ein mündliches Niveau von A2 und ein Hörverständnis von B1 voraussetzt. „Viele Menschen, die nicht gerade in Luxemburg-Stadt wohnen, wollen mit ihren Nachbarn reden können und sind von ganz praktischen Alltagsaufgaben motiviert, wie etwa ein Brot zu kaufen“, erzählt sie. Sie passe ihre Kurse an die jeweiligen Bedürfnisse der Schüler an. Eine Reihe von ihnen würden nach den „Basics“ aufhören, wenn sie ihr Ziel erreicht hätten. Auf höheren Niveaus würden viele auf Privatklassen zurückgreifen, um ihre Kenntnisse zu vertiefen. Die größte Schwierigkeit für die Schüler sei oft, jemanden zu finden, mit dem sie Luxemburgisch sprechen

Im Haus von Dawn Larsons Großvater wurden noch Träipen und Kachkéis gegessen.

können; oder eine Muttersprache, die durch ihre Phonetik oder stark abweichende Grammatik den Spracherwerb erschwert.

Völlig andere Beweggründe haben jene luxemburgischen Amerikaner, deren Vorfahren in die Vereinigten Staaten ausgewandert sind. „Sie befinden sich in einem anderen linguistischen Kontext, das bringt unterschiedliche Herausforderungen mit sich.“ Da sie die Sprache weniger hören, fiel ihnen die Aussprache schwerer. Auch hätten sie eine weitgehend emotionale Motivation, sich irgendwie über diese spezielle Sprache mit dem „alten“ Land ihrer Vorfahren, mit ihrem *heritage*, wieder zu verbünden. In diesem Kontext finden regelmäßig Reisen zwischen den Vereinigten Staaten und Luxemburg statt. René Daubenfeld, Genealoge, organisiert sie seit 2005 unter dem Namen *Building Bridges*. Er begleitet auch Menschen, die ihre Vorfahren und deren Wohnorte in den Dörfern des Großherzogtums wiederfinden wollen. „Dat maachen ech iewer nëmmen fir Lékt, déi keng Trump-Supportere sen!“, stellt er klar.

Mit einem großen Lächeln ruft Dawn Larson zu Interviewbeginn auf Zoom „Moien, wéi geet et!“ in die Kamera. Zurzeit ist sie mit ihren drei erwachsenen Kindern auf Reisen in Norwegen, wohnt aber im Bundesstaat Washington und kommt ursprünglich aus Chicago, Illinois. Dort hin war ihr Urgroßvater mütterlicherseits 1894 ausgewandert, aus dem Dorf Tadler unweit des Stausees. Als Floristen und Gärtner erhoffte die Familie sich in der „neuen Welt“ ein besseres Leben, dieser Wunsch ging weitgehend in Erfüllung. Im Haus ihres Großvaters wurden noch *Träipen* und *Kachkéis* gegessen, und obwohl sich das etwas verloren hat, dachte Dawn vor ein paar Jahren, es könnte interessant sein, ein paar Wörter zu lernen, und meldete sich bei *Learn Luxembourgish* an. Im Kurs fand sie drei andere amerikanische Frauen, eine in Kalifornien, die anderen in Wisconsin und in Illinois, mit denen sie zusätzlich zu ihren Privatkursen zwei Mal im Monat auf Zoom das Sprechen übt. „Es ist sehr zufriedenstellend für mich, wenn ich jetzt Artikel auf *RTL* lese und sie verstehe – und wenn ich bei Anne’s Kitchen weiß, ob sie Mehl oder Milch zum Teig gibt.“ Die Anziehungskraft der

Vergangenheit zog sie auch *back to the roots* nach Tadler, in das Haus, in dem ihre Urgroßeltern gelebt haben. Sie glaubt an ein Leben nach dem Tod, und was wäre schöner, als ihre Vorfahren im Himmel in deren Muttersprache begrüßen zu können? Gilles Roth (CSV) würde sich über das Interesse freuen: „Wéi sympathesch ass èt dach, vun engem Amerikaner oder Hollänner ze héieren, dass deen wëllt mat Iech Lëtzebuergesch schwätzen?“, sinnierte er während der Debatte um die Nationalität 2013.

Dawn Larson hat keinen luxemburgischen Pass und wird wahrscheinlich auch keinen anfordern. Zum Teil liegt nämlich die Identifizierung der Luxemburger Amerikaner auch daran, dass Nachfahren wie Dawn seit 2008 das Recht haben, die Staatsangehörigkeit *par recouvrement* zu beantragen, ein *Sproochentest* ist nicht nötig, allerdings müssen sie sich in Luxemburg vorstellen. „Sicherlich finden die Nachfahren Luxemburg und die Sprache auch attraktiv, weil es ihnen exotisch erscheint“, erklärt Jean Ensch, Mitglied im Verwaltungsrat der Luxembourg American Cultural Society (LACS). Im nördlichen Wisconsin wisse man vielleicht noch, was *Bounekraitchén* ist. Die großen Auswandererströme in die Staaten sind im 19. Jahrhundert zu verorten, zwischen 1845 und 1890. Im Mittleren Westen, etwa Illinois, Wisconsin, Minnesota und Ohio (und später weiter westlich) eröffnete das Land den Auswanderern eine attraktive Version des *American Dream*: „Wir essen zweimal in der Woche Fleisch“, lockte etwa ein Auswanderer die *Gromperen*-essenden Hinterbliebenen.

Die Menschen, die heute in Amerika noch Luxemburgisch zuhause sprechen, sind jedoch fast völlig ausgestorben, sagt Jean Ensch. Um die Kultur aufrecht zu erhalten, hat die LACS in Belgium, Wisconsin – einer der Hauptauswanderungsorte – das Luxembourg Cultural Center gegründet, samt eines Museums namens Roots & Leaves. Hier gibt es für alle interessierten Mitglieder ebenfalls Sprachkurse, und jährlich findet ein Luxembourg American Fest statt: Fotos von einer in Gold geschminkten Frau, die die *Gëlle Fra* darstellt, begleiten die Ankündigung der Veranstaltung. Dieses Jahr wird es Mitte August ein Panel über *The Jewish Experience in Luxembourg* mit der Historikerin Renée Wagener geben, ein bereits ausverkauftes al fresco-Abendessen *Dine like a Luxembourgier* mit Weinen und Crémant von der Mosel, Bofferding und *Quetschentaart* und eine Messe mit Erzbischof Jean-Claude Hollerich. Diese Erinnerungskultur wirkt für *Lëtzeburger* von heute fast etwas befremdlich in ihrem folkloristischen Stolz und in dem, was sie primär als identitätsstiftende Merkmale Luxemburgs ausstellt. Vielleicht ist man solche Aufmerksamkeit als kleines Land aber auch einfach nicht gewöhnt. ●

ZUFALLSGESPRÄCH MIT DEM MANN IN DER EISENBAHN

Bruchlandung

Mitte Juni machten DP, LSAP, Grüne und CSV eine weitere Indexmanipulation zum Gesetz. Einen Monat später erhöhte die Europäische Zentralbank ihre drei Leitzinsfüße. Es war das erste Mal seit elf Jahren. Sie kündigte an, dass dies die erste einer Reihe von Zinserhöhungen sei.

Die Zentralbanken im Euro-Raum haben einen Lohnanstieg für die erwerbstätigen und Geldwertverluste für die besitzenden Klassen zu verhindern. Sie haben für stabile Geschäfte der Privatbanken zu sorgen. Die Europäische Zentralbank erklärte ihre Zinsfußerhöhungen mit der gestiegenen Inflation.

Die hiesigen Banken sind zufrieden. Es ist das Ende der Negativzinsen. Nun können sie wieder solide an den Zinsmargen verdienen. Sie erhöhten schon vor Monaten ihre Kreditzinsen. Sie nannten das: die Entscheidungen der Zentralbank antizipieren. Die Zinsen auf den Spareinlagen der Kunden antizipierten sie bis heute nicht.

Die Europäische Zentralbank folgt der monetaristischen Lehre. Es ist die Lehre der monetär gut versorgten Leute. Die ziehen eine Rezession der Entwertung ihres Geldes vor. Sie nennen das eine „weiche Landung“ der Konjunktur. Die Arbeitslosen landen härter.

Die Lehre duldet nur ein Mittel, um auf einem ungehemmten Markt die Preise zu bremsen: die Reduzierung der Geldmenge durch Zinserhöhungen. Mit teureren Kreditkarten, Autokrediten und Immobiliendarlehen können sich weniger Leute etwas leisten. Wenn die Nachfrage sinkt, soll der Preisanstieg aufhören.

Die Investitionsfonds mögen Zinserhöhungen wenig. Sie verdienen am Preis des fiktiven Kapitals. Den hatte die Zentralbank jahrelang zinslos bezuschusst. Steigende Zinsen verteuern die Kredite. Das schmälert die Profiterwartungen. Diese drücken sich in den Aktienkursen aus.

Zinslos bezuschusste die Zentralbank die Immobilienbranche. Am härtesten treffen Zinserhöhungen jene, die ihre Wohnung oder ihr Eigenheim abzahlen müssen. Die Ertragshausbesitzer können die Mieten erhöhen.

Industrie und Handwerk mögen steigende Preise, wenn es ihre eigenen sind. Ihre Schulden werden nun teurer: Sie müssen ihren Gläubigern einen größeren Mehrwertanteil abgeben. Damit der eigene nicht zu kurz kommt, wollen sie die Reallohne senken.

Hierfür stimmten DP, LSAP, Grüne und CSV das Gesetz über eine weitere Indexmanipulation. Um den sozialen Frieden zu wahren, zahlt der Staat verschiedenen Einkommensgruppen einen „*crédit d’impôt énergie*“. Ob ihnen dieser Ausgleich reicht, zeigt sich, wenn er ausbezahlt ist.

Die Europäische Zentralbank folgt der monetaristischen Lehre. Es ist die Lehre der monetär gut versorgten Leute. Die ziehen eine Rezession der Entwertung ihres Geldes vor

Die aktuelle Inflation entsteht nicht durch starke Nachfrage, sondern durch Angebotsschwäche: Die Covid-Seuche behinderte den Nachschub an Rohstoffen und Halbzeug. Im Wirtschaftskrieg mit Russland kostet einmal Volltanken 100 Euro. Die Zentralbank will die Nachfrage auf das Niveau des schwachen Angebots senken. Dafür müsste sie die Zinsen bis weit in die Rezession erhöhen. Im Herbst kommt die Tripartite für weitere Indexmanipulationen zusammen.

Wer traut sich schon, während eines Wirtschaftskriegs zu investieren? Für den Winter kündigt Energieminister Claude Turmes einen „*plan de délestage*“ an: eine Liste, wer zuerst vom knappen Erdgas abgeschnitten wird. Weil die Dollar-Zinsen höher sind und Krieg ist, steigt der Dollarkurs. Das verteuert Erdöl und Erdgas zusätzlich. Sie werden in Dollar verrechnet.

Im Winter steht die nächste Covid-Welle bevor. Die Impfkampagne hat begonnen. Die Regierung drückt sich an einem Impfpfzug vorbei. Sie will keine *Marches blanches* im Wahlkampf.

Höhere Zinsen schüren die Spekulation gegen die italienische Staatsschuld. Die Europäische Zentralbank will weiter Staatsschuld kaufen und den Euro retten. Als strenge Monetaristin ist ihr das peinlich. Sie nennt es verklausuliert „Transmission Protection Instrument“.

Aus der weichen Landung könnte eine Bruchlandung in einem *Perfect storm* werden. ● Romain Hilgert



Um den sozialen Frieden zu wahren, zahlt der Staat verschiedenen

Einkommensgruppen einen „*crédit d’impôt énergie*“. Ob ihnen dieser Ausgleich

reicht, zeigt sich, wenn er ausbezahlt ist

Ein Echo von Missständen

Luc Laboulle

Die lokale Berichterstattung in den Tageszeitungen verliert seit Jahren an Stellenwert. Das hat nicht nur Folgen für den sozialen Zusammenhalt, sondern auch für die Demokratie

Arezzo Der altehrwürdige Alvin Sold sitzt auf der Terrasse seines gemieteten Ferienhauses auf einem Hügel in der Toskana und liest den *Corriere di Arezzo*. Die Regionalzeitung der 335 000 Einwohner zählenden Provinz südöstlich von Florenz macht am Dienstagmorgen mit einer Unterschriftensammlung gegen den Bau eines Schnellzuges auf. Eine weitere wichtige Story ist die Affäre um einen 70-jährigen Stalker, der eine 28-jährige Frau belästigt hat. Eine ganze Seite widmet der *Corriere* einer Baustelle und berichtet über die geplante Schließung einer Käsefabrik, die 20 Mitarbeiter/innen beschäftigt. Die Nachricht, dass Elon Musk ein altes Schloss im benachbarten Siena kaufen will, wird nur am Rande behandelt. In Mittelitalien haben viele Provinzen noch eine eigene Lokalzeitung. Möglicherweise könnten sie nur überleben, weil die Bevölkerung homogener sei und die Menschen eine gemeinsame Sprache sprechen, mutmaßt der langjährige Generaldirektor von Editpress und *Tageblatt*-Chefredakteur, und sinniert über die Zeiten, in denen Lokaljournalismus auch in Luxemburg noch eine Zunft für sich war: Das Lokale sei stets auch ein „Echo von Missständen“ gewesen, sagt Sold. Heute könne es diese Rolle nur noch bedingt erfüllen.

Das *Luxemburger Wort* hat seine Lokalredaktion im Rahmen von Sparmaßnahmen und „Umstrukturierungen“ in den vergangenen Jahren quasi halbiert. Auch das *Tageblatt* verfügt heute über weniger Lokaljournalisten als noch vor zehn Jahren. Was aber vor allem abgenommen hat, ist die Zahl der freischaffenden Korrespondenten. Jahrzehntlang berichteten sie gegen ein kleines Taschengeld aus Gemeinderäten, von Generalversammlungen, Grundsteinlegungen, Geschäftseröffnungen, Einweihungen, Ehrungen und Schecküberreichungen im ganzen Land. Das *Tageblatt* hatte zeitweise bis zu 50

„Viele junge Leute wollen gleich in die Innenpolitik und am liebsten sofort ‚investigativ‘ arbeiten“

Roland Arens, Chefredakteur des *Luxemburger Wort*

Lokalkorrespondenten, die vor allem im Süden und Zentrum unterwegs waren, aber auch den Osten und den Norden Luxemburgs teilweise abdeckten. Das *Wort* war in fast allen Gemeinden präsent, selbst in den kleinsten.

Die Korrespondenten waren meist männliche Beamten und Lehrer, die einigermaßen schreiben konnten, später auch Schüler/innen und Student/innen. Sie waren in ihrer lokalen Gemeinschaft gut vernetzt und fungierten als Bindeglied zwischen Vereinen, Lokalpolitikern und der Zeitungsredaktion. Ihre Mission verschaffte ihnen Anerkennung und einen gewissen Status in der Dorfgemeinschaft. Nach und nach sind sie „weggestorben“, der Nachwuchs blieb wohl

vorwiegend aus sozialstrukturellen Gründen aus. Diese Entwicklung setzte schon vor 30 Jahren ein. Inzwischen arbeiten *Wort* und *Tageblatt* nur noch mit wenigen Lokalkorrespondent/innen, die meisten regionalen Außenstellen, die sie zusätzlich zu ihrer Hauptredaktion in den vier Wahlbezirken betrieben, wurden geschlossen. Das *Wort* verfügt immerhin noch über Büros in Esch/Alzette und Grevenmacher und betreibt mit mäßigem Erfolg die bürgerjournalistische Online-Plattform *My Wort*.

Um den sukzessiven Wegfall der Korrespondenten zu kompensieren, stellten die Tageszeitungen in den 1980-er- und 1990-er Jahren zusätzliche Lokalredakteur/innen ein. Sie sollten vor allem die Gemeinderäte abdecken, die vorwiegend tagsüber stattfinden, aber auch über Baustellen, defekte Straßen, schwere Autounfälle und Hausbrände berichten. Artikel über Menschen, die sich von der Justiz oder den Behörden im Stich gelassen fühlten, fielen genauso in ihren Aufgabenbereich wie lokalpolitische Skandale, Korruption und Vetternwirtschaft. Bisweilen konnte die Art und Intensität der Berichterstattung sogar Kommunalwahlen entscheiden. Häufig waren die *localiers* Quereinsteiger aus anderen Berufen, die ihre Qualitäten als Korrespondent *um Terrain* unter Beweis gestellt hatten und bereits gut vernetzt waren. In der Lokalredaktion wurde ihnen dann eine journalistische Grundausbildung zuteil. Manche wechselten danach in das Politik-, Kultur- oder Wirtschaftsressort; andere blieben im Lokalen, wo sie ihr „Handwerk“ an Berufsanfänger weitervermittelten.

Empathie Dieser „klassische“ journalistische Werdegang existiert inzwischen kaum noch. Jungredakteure sind heute nicht mehr am Lokalgeschehen interessiert. Die meisten haben eine akademische Ausbildung, einige von ihnen im Journalismus und/oder in Kommunikation,

sie fühlen sich zu Höherem berufen. „Viele junge Leute wollen gleich in die Innenpolitik und am liebsten sofort ‚investigativ‘ arbeiten“, moniert Roland Arens, Chefredakteur des *Luxemburger Wort*. Dabei sei die Lokalrubrik eine der wichtigsten Redaktionen, die Ansprüche seien genauso hoch wie in anderen Ressorts. Eine wesentliche Voraussetzung, um im Lokalen zu bestehen, sei Empathie, sagt Arens. Lokaljournalist/innen stünden im direkten Austausch mit den Leser/innen und seien deshalb unerlässlich für die Leser-Blatt-Bindung. Der frühere *Tageblatt*-Lokalchef Robert Schneider weist darauf hin, dass die Informationen im lokalen Bereich auch heute noch häufig nicht im Internet zu finden sind. „Der Journalist muss auf die Straße und mit den Leuten reden, er muss seine Informationen selber sammeln.“

Das *Wort* verfolgt – genau wie das *Tageblatt* – seit einigen Jahren einen neuen Ansatz im Lokalen. Der Anspruch auf Vollständigkeit ist einer selektiven Berichterstattung gewichen. In Gemeinderatssitzungen gehen Journalist/innen fast nur noch, wenn ein größeres Projekt vorgestellt wird oder die Tagesordnung eine Kontroverse verspricht. Die Chronistenpflicht, die lange Zeit die Lokalseiten dominiert hat, spielt kaum noch eine Rolle. Daneben wird der Akzent auf Reportagen und Interviews gelegt, bei denen Menschen im Mittelpunkt stehen, die etwas Außerordentliches geleistet haben oder sich für eine gute Sache einsetzen. Manchmal auch, wenn ihnen ein schwerer Schicksalsschlag widerfahren ist.

Das *Wort* hatte 2016 eine Lesewert-Studie in Auftrag gegeben, bei der herauskam, dass lokale Reportagen mit nationaler Tragweite zu den am meisten gelesenen Artikeln in der Zeitung gehören. Weil die Verlagshäuser auch kommerzielle Unternehmen sind, die gewinnbringend wirtschaften wollen, richten sie ihre Berichter-



Grundsteinlegung zum Bau einer betreuten Wohnstruktur für Jugendliche in Fuhren im September 2018

Oliver Rahm



Sven Clement,
Star der Piraten



Bei der CSV
war es stürmisch

First come, first served

Fotoreportage: Sven Becker & Olivier Halmes

In den letzten beiden Kammerwochen hielten die dort vertretenen Fraktionen und politischen Gruppierungen wieder ihr Presseessen ab. Vor 30 Jahren hatte der damalige DP-Fraktionschef Henri Grethen damit begonnen, Journalist/innen bei sich zu Hause einzuladen, um sich bei ihnen für die parlamentarische Berichterstattung zu bedanken. Anfang der 1990-er Jahre war die Anzahl der Politik-Journalisten noch überschaubarer als heute. Kurz vor der Jahrtausendwende verlegten die Fraktionen ihre *déjeuners de presse* in gehobene Restaurants. Vor dem Essen wird in der Regel eine Pressekonferenz abgehalten, bei der die Abgeordneten die Bilanz ihrer parlamentarischen Arbeit ziehen. In diesem Jahr standen diese insbesondere bei den Oppositionsparteien bereits im Zeichen des Superwahljahrs 2023. Das *Land* hat die zweite Woche der *Presse-essen* im Bild festgehalten. Montags kritisierten die Piraten im Re-



Hoffentlich kommt jemand: Fred Keup und Fernand Kartheiser von der ADR warten auf Besuch

staurant Le Pléss die Regierung und starteten einen Aufruf, auf ihren Listen zu kandidieren. Am Dienstag kritisierte die CSV in der Braserie des Jardins in Merl die Regierung und empfahl sich zum wiederholten Mal als neue alte Regierungspartei. Am Mittwoch lud die ADR ins Restaurant Schéiss, kritisierte die Regierung und gab als Wahlziel für 2023 ein zusätzliches Mandat aus. Am Donnerstag lobten déi Gréng die Arbeit ihrer Minister/innen im Centre culturel Drescherhaus und kritisierten die ADR. Am Freitag kritisierten déi Lénk im Café Indie's insbesondere die DP, die sie in Steuerfragen, aber auch in anderen Angelegenheiten, als derzeit konservativste Partei Luxemburgs ausmachte. DP und LSAP hatten ihre Essen bereits in der Woche davor veranstaltet. Untereinander absprechen tun die Fraktionen die Termine nicht, es wird nach dem Prinzip *first come, first served* verfahren. ● II



Grüne Hoffnungsträger/innen: Die neue Umweltministerin Joëlle Welfring mit dem Anwärter auf das hautstädtische Bürgermeisteramt, François Benoy, und Ko-Parteipräsidentin Djuna Bernard



Die vier rotierenden beiden Abgeordneten der Linken: Marc Baum, Nathalie Oberweis, Myriam Cecchetti und David Wagner

NAHER OSTEN

„Israel ist immer Instrument“

Interview: Judith Poppe

Ende Mai hat das irakische Parlament ein Gesetz verabschiedet, das Kontakte zu Israelis unter Strafe stellt – Menschen mit Verbindungen zu Israel können mit lebenslanger Haft oder gar dem Tod bestraft werden. Du bist Deutsch-Iraker. Drei Wochen nach dem Gesetz sitzen wir hier im Norden Israels bei einer Konferenz der Rosa-Luxemburg-Stiftung Israel zusammen. Ist das Trotz?

Najem Wali: Es ist auf jeden Fall die beste Antwort auf dieses Gesetz.

Welche Folgen hat das für dich?

Ich muss wieder an Exil denken und tausend Mal überlegen, ob ich den Irak besuche. Ich habe zwar einen deutschen Pass und keinen irakischen mehr, aber die irakische Bevölkerung sieht mich als Iraker, ich bin dort als Schriftsteller und Kritiker der Regierungspolitik bekannt – und habe genügend Feinde. Das Gesetz ist noch nicht ganz durch, es wurde vom Parlament verabschiedet, muss aber noch vom Präsidenten ratifiziert werden. Was im Moment das Gefährliche ist, ist die mit dem Gesetz losgetretene Hetze auf der Straße.

Was meinst du damit?

Man kann durch so ein Gesetz ganz einfach auf der Straße gelyncht werden. Ich hatte auch vor dem Gesetz schon oft Angst, in den Irak zu fahren, aber jetzt dürfte es noch wesentlich gefährlicher sein. Als ich 2019 in den Irak gereist bin, hieß es in den Medien, der „Mossadagent“, der „Normalisierer“ ist bei uns. Auch wenn sie den Namen nicht genannt haben, wussten alle, dass es um mich geht. Ich saß bei dieser Reise einmal im Café mit Freunden und hatte eine Diskussion mit einem gescheiterten Dichter. Wir fingen an uns zu streiten, der Dichter sagte mir, dass wir als Romanciers im Exil gescheitert sind, und als meine Antwort ihm unangenehm wurde, verließ er das Café und schrieb allen aus der Runde: „Ihr sitzt mit einem Israelagenten zusammen.“ Sie haben mir das gezeigt und gelacht. Ich hatte Glück, weil sie selber dieser Politik gegenüber kritisch waren, aber es hätte auch schiefgehen können. Im Irak mit seinem Machtvakuum hat jede Partei ihre eigene Miliz, ihr eigenes Gericht und Gefängnis. Da kann man schnell verschwinden. Was man aber auch dazu sagen muss: Gerade viele junge Leute aber machen sich auch über dieses Gesetz lustig und posten Witze dazu auf Facebook.

Was bezweckt das Parlament eigentlich mit dem Gesetz?

Der Irak ist ein Schlachtfeld für Stellvertreterkriege. Die Emirate haben ihre Leute, die Qataris, die Türkei, Saudi Arabien, die Amerikaner – und der Iran. Das Gesetz ist eigentlich Irans Antwort auf diejenigen Kräfte im Irak, die im Zuge der Normalisierungsabkommen zwischen einigen Golf-Staaten und Israel auch im Irak für Normalisierung mit Israel waren. Iran will verhindern, dass sie an die Macht kommen. Nun hat man dem Parlamentspräsidenten, Mohamed Al-Halbusi, der an der Seite der Seite der Vereinigten Arabischen Staaten steht, vorgeworfen, für Normalisierung mit Israel zu sein. Indem er so einem Gesetz zu-

„Man kann durch so ein Gesetz ganz einfach auf der Straße gelyncht werden“

stimmt, versucht er, diese Vorwürfe wieder abzuschütteln. Israel bleibt ein Instrument in der Region. Besonders absurd ist übrigens, dass dieses divergente Parlament nach den Wahlen im Mai letzten Jahres nur zweimal beschlussfähig zusammengekommen ist. Einmal kurz nach den Wahlen, um den Parlamentspräsidenten zu wählen. Und dann eben noch einmal vor drei Wochen, um dieses Gesetz zu verabschieden.

Wofür ist Israel in deinen Augen ein Instrument?

Um an der Macht zu bleiben. Es herrschen gerade 50 Grad im Irak und seit 2003 gibt es kein vernünftiges Elektrizitätsnetz, also stundenlange Stromausfälle und damit funktionieren die Klimaanlage auch nicht. Statt Verantwortung für Probleme wie diese zu übernehmen, stellt man den Kampf gegen den „Feind“ an erste Stelle. Israel ist immer Instrument, sogar bei den Ländern, die mit Israel die Normalisierungsabkommen geschlossen haben. Sie sagen zwar, wir sind für den Frieden, aber das ist eigentlich eine Frontstellung gegen den Iran und nicht für den Frieden. Frieden – den muss man auf der Straße schließen, der muss von unten kommen. Nicht von oben. Deswegen hat auch der Frieden mit Ägypten und Jordanien nicht funktioniert...

Bislang hält der Frieden doch...

Ja, er ist da, wie eine Großmutter, die lebt. Er kann jeden Tag sterben. Das ist nicht mein Satz, der ist von Heinrich Heine. Auf der Straße in Ägypten redet man nicht mit Begeisterung von Israel. Für mich ist Frieden eine Haltung. Zusammenarbeit auf allen Ebenen. Kultur, Literatur, Wirtschaft, Austausch von Studierenden. Dass das Verhältnis eben normal ist.

Woher kommt eigentlich dein Draht nach Israel?

2007 wurde ich zu einer Konferenz an der Universität Haifa eingeladen und ich war neugierig. Länder wie Irak und Ägypten haben eine Geschichte von 7 000 Jahren, aber haben es bis heute nicht geschafft, einen funktionierenden Staat einzurichten. Und dann ist da dieser kleine Staat, Israel, in den Menschen aus aller Welt kommen, und der funktioniert für sie. Für die Juden zumindest. Für die Palästinenser/innen nicht, das gebe ich zu, aber dieses Thema war nicht mein Anliegen. Ich lebe als Deutschiraker in Deutschland, auch hier sind wir nicht alle Bürger erster Klasse, aber das

ist eine andere Geschichte. Also habe ich meinen Verleger bei Hanser angerufen und schließlich über meine Reise das Buch *Reise in das Herz des Feindes* geschrieben. Und dann hatte ich noch persönliche Gründe. Das Buch ist David Gabai gewidmet. Er war jüdischer Kinderarzt im Irak und hat mir das Leben gerettet, als ich mit fünf Jahren Petroleum getrunken hatte, weil ich es mit Schnaps verwechselt hatte. Gabai wollte nie nach Israel, aber 1969 wurde er von Saddam Husseins Regierung verhaftet, die damals einige der noch verbliebenen Juden unter dem Verdacht der Spionage für Israel öffentlich hinrichtete. Danach ist er verschwunden und ich hatte gehofft, ihn in Israel zu treffen. Als ich dort war, konnte ich nur noch seinen Sohn treffen. Gabai war drei Monate vor meiner Reise in London gestorben.

Reise in das Herz des Feindes wurde bis heute nicht auf Arabisch veröffentlicht.

Ja, genau. Immerhin habe ich ein paar Auszüge daraus in Zeitungen und Zeitschriften unterbringen können, sogar im Irak. Aber nach meiner Israelreise hatte ich auch Schwierigkeiten, meine späteren Romane auf Arabisch zu veröffentlichen. Ein Verlag hatte 2008 für meinen Roman *Engel des Südens* zugesagt, doch dann haben sie herausgefunden, dass ich ein halbes Jahr zuvor in Israel war, haben mir eine Mail geschickt und mich scharf angegriffen – und natürlich abgesagt. Stattdessen ist der Roman dann in Übersetzung bei Hanser erschienen. Einige Verlage haben es nach und nach trotzdem gewagt. Ein palästinensischer Jordanier hat sich 2012 bereit erklärt, meinen Roman *Baghdad Marlboro* zu veröffentlichen. „Du weißt, dass ich wegen Israel angefeindet werde?“, fragte ich ihn. „Da bin ich pragmatisch“, erwiderte er: „Du bist eine umstrittene Person, du verkaufst gut.“ Allerdings sagt er das natürlich nicht laut. In der gesamten Kulturszene ignoriert man dieses Thema.

Wir haben gerade auf der Konferenz eine emotional geführte Diskussion um die Frage erlebt, ob es 1948 eine von jüdischer Seite geplante Vertreibung der Palästinenser:innen gab. Was geht in dir vor, wenn du diese Debatte hörst?

Ich würde nicht ausschließen, dass es geplant war. Aber mir als Deutsch-Iraker geht es mehr darum, auf arabischer Seite Kritik zu üben. Und ich finde, da werden bei den Diskussionen um 1948 wichtige Dinge übersehen. In der Zeit des Krieges gab es den Uno-Teilungsplan. Die arabischen Länder haben ihn abgelehnt. Alle diese Regierungen waren entweder unter britischem oder unter französischem Mandat. Das heißt, die Ablehnung war keine autonome Entscheidung. Die britische Mandatsregierung im Irak hat arme Soldaten in den Krieg geschickt, mit wenig Munition. Man könnte sagen, sie wurden reingelegt. Diese Kritik an den Mandatsmächten bleibt aber außen vor – man spricht von den arabischen Regierungen, als wären sie damals unabhängig und frei gewesen, als hätten dahinter nicht andere Interessen gestanden. Und noch etwas: Einzig die kommunistischen Parteien und die arabische Linke haben damals den Teilungsplan unterstützt, die kommunistische Partei Palästinas und Jordaniens etwa. Natürlich weil die Sowjetunion ihn unterstütz-

te. Aber deshalb hat man die Kommunisten in den arabischen Ländern als Verräter bezeichnet, als Israelagenten. Bis in die 1980-er Jahre war in den meisten kommunistischen arabischen Parteien eine Anerkennung Israels und die Vorstellung von einer Zweistaatenlösung eine Selbstverständlichkeit. In einer vernünftigen historischen Diskussion sollten diese Fakten vorkommen und diskutiert werden.

Und dann denke ich natürlich auch an die Situation der Juden in den arabischen Ländern. Als der Krieg ausgebrochen ist, waren die Juden im Irak etwa in keiner beneidenswerten Situation. Man hat sie verantwortlich gemacht für die Gräueltaten, die in Palästina begangen wurden. Dabei hatten sie nichts damit zu tun. Sie waren Bürger des irakischen Staates. Drei Jahre später erließ der Irak ein Gesetz und sagte ihnen: Entweder bleibt ihr für immer oder ihr geht. Da haben sich viele entschieden zu gehen. Wir, Juden und Araber, können nur Frieden erreichen, wenn Selbstkritik auf beiden Seiten geübt wird. Es hilft nicht, wenn eine Seite nur das Opfer spielt.

Viele würden jetzt sagen, dass du damit ein falsches Bild zeichnest. Dass das Verhältnis zwischen Israelis und Palästinenser/innen eben nicht symmetrisch ist.



Najem Wali

Ich weiß. Aber ich würde dann auch Kritik an der Hamas und dem Islamischen Dschihad mit in die Diskussion einbeziehen. Mir geht es vielmehr darum: Palästina wird von unseren Machthabern immer wieder instrumentalisiert. Der syrische Geheimdienst hat 1969 in Syrien eines der größten Foltergefängnisse im arabischen Raum aufgemacht. Das haben sie Palästina gefängnis genannt. Aber fragt man den damaligen Diktator Hafez al-Assad, ob er nicht die Golanhöhen befreien will, sagt er: „Nein, erst die Befreiung Jerusalems.“ Als Saddam Hussein Iran überfallen hat, sagte er, der Weg nach Jerusalem führe über Abadan, das iranische Zentrum der Ölin-dustrie am Persischen Golf. Als man ihn aufforderte, sich aus Kuwait zurückziehen, erwiderte er: „Wenn Israel sich aus dem Westjordanland zurückzieht.“ Was hat das eine mit dem anderen zu tun? Palästina hält immer her für andere Ungerechtigkeiten. Jeder arabische Machthaber, der seinem Volk seine Rechte nimmt, spricht von den Rechten der Palästinenser. Aber das ist Heuchelei. Und was auf der arabischen Seite fehlt, ist dieser kritische Umgang mit der Realität. Wir sehen bei linken Israelis eine kritische Haltung, bei Breaking the Silence, B'Tselem und so weiter. Natürlich sind die in der Minderheit, aber es gibt sie. Und wir brauchen genau solche Bewegungen auf der anderen Seite. ●

Politisch Andersdenkender

Najem Wali (65) studierte nach seinem Abitur in Basra und Amara deutsche Literatur an der Universität Bagdad. 1978 wurde zum Militär eingezogen, wo er als „politisch Andersdenkender“ und Kriegsgegner inhaftiert und gefoltert wurde. Kurz nach Ausbruch des Iran-Irak Krieges flüchtete er 1980 in die Bundesrepublik Deutschland. In Hamburg setzte er sein Studium der Germanistik fort, es folgten Studienaufenthalte in Madrid, Oxford und Florenz. In der arabischen Welt zählt Najem Wali heute zählt zu den bedeutendsten Schriftstellern.

Seine Bücher wurden in mehrere Sprachen übersetzt. Er war lange Zeit Kulturkorrespondent der arabischen Tageszeitung *Al Hayat* und schreibt heute für deutschsprachige Medien wie *Süddeutsche Zeitung*, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, *Neue Zürcher Zeitung*, *Taz* und *Spiegel*. In seinen Romanen und Erzählungen beschäftigt sich Najem Wali mit seiner eigenen Vergangenheit und der seines Heimatlandes. Dabei scheut er sich nicht, brisante Themen wie die Doppelmoral um die Jungfräulichkeit in der arabischen Welt anzusprechen. ||



Découvrez chaque vendredi ce qui fait bouger le pays.

Sur papier et en digital.

Gratuitement pendant un mois. Faites le test.

zbelgacem@land.lu
(+352) 48 57 57 · 1





Tendances baissières

Selon le « Conjoncture Flash » du mois de juillet, les prévisions sur la croissance en zone euro ont été nettement revues à la baisse pour 2023. Ceci en raison des incertitudes entourant l'approvisionnement en gaz russe et des impacts de la pression inflationniste sur la consommation et l'activité. Pour 2023, la Commission européenne prévoit désormais 1,4 pour cent de croissance, contre 2,3 pour cent dans ses prévisions du printemps. L'indice des directeurs d'achat a encore diminué en juin et s'inscrit à son plus faible niveau depuis seize mois, indiquant un net ralentissement de l'activité sur la fin du deuxième trimestre qui concerne à la fois l'industrie et les services. Au Luxembourg, la tendance semble également se confirmer avec un net affaïssement de la confiance des entreprises en juin. La construction et les services non financiers accusent un coup au moral.

La tendance baissière continue également de toucher les marchés boursiers. À la mi-juillet, les indices Stoxx 600 et S&P 500 accusent un

repli de vingt pour cent par rapport au début de l'année. Les indices de volatilité demeurent à un niveau deux fois plus élevé que la moyenne observée sur les trois années qui ont précédé la crise sanitaire. Les investisseurs s'inquiètent d'une inflation toujours plus élevée et d'un ralentissement de la croissance. La politique monétaire européenne commence à se resserrer et les problèmes d'approvisionnement en gaz dégradent les perspectives de croissance. La découverte d'un nouveau sous-variant d'Omicron en Chine fait craindre un retour des restrictions sanitaires qui impacteraient les échanges mondiaux. Après que la Russie a réduit ses livraisons de gaz de soixante pour cent fin juin, la référence européenne des prix du gaz s'envolait de nouveau fin juin 2022. Par contre, les prix du gaz à la consommation au Luxembourg ont diminué en mai 2022 et se sont stabilisés depuis. Ceci est dû aux mesures temporaires décidées dans le cadre du « Solidaritétspak » qui comprennent la suppression temporaire de la contribution au réseau de gaz entre mai 2022 et la fin de 2023. (photo : sb) ai

10

W I R T S C H A F T

Land

29.07.2022

Le bénéfice du temps



Selon l'adage populaire, le temps c'est de l'argent... mais pas toujours dans le sens attendu. Par un jugement rendu le 22 juin, le tribunal correctionnel a accordé à José Jumeaux sa clémence liée au temps perdu dans le traitement de l'affaire. Ce Français originaire des Alpes maritimes, 64 ans aujourd'hui, avait monté à Luxembourg en 1997 un business florissant de domiciliation de sociétés. Des centaines d'entre elles avaient été créées puis logées boulevard Royal puis avenue de la Gare au bénéfice d'une clientèle essentiellement française. Mais une commission rogatoire internationale opérée en 2003 a levé le voile sur tout un système de fausses factures et de double comptabilité au préjudice de la société mère, Fidufrance, et du

fisc. Tous les éléments ont été collectés lors d'une perquisition menée à l'automne 2006, avec des policiers épluchant pendant trois semaines les factures amoncelées sur trois étages du 61 avenue de la Gare. Des millions d'euros se sont évaporés. Des coquilles vides enregistrées à Belize ou aux Bahamas facturaient des services fictifs à la société luxembourgeoise.

S'y est ajouté tout un tas de dépenses personnelles au profit de la famille Jumeaux. Ont été comptabilisés en cadeaux clientèle des frais de mariage (12 000 euros) et des vêtements de madame (plusieurs milliers d'euros chez Dior, Louis Vuitton ou Chanel). Puis apparaissent des dépenses encore plus personnelles avec des centaines d'euros de consommation au « Splendid », le cabaret à un jet de pierre du bureau. Est également reproché à José Jumeaux d'avoir exercé illégalement, entre 2002 et 2005, la profession de domiciliataire. Une loi de 2001 exigeait un agrément que le prévenu n'avait jamais obtenu. Il avait ainsi utilisé des hommes de pailles, experts-comptables ou avocats, pour apporter un gage de respectabilité. Trois d'entre eux étaient assis sur le banc des prévenus lors des audiences fin avril et début mai.

Dans son jugement de 140 pages, les juges énumèrent les faits reprochés à Jumeaux et consorts, les tiennent responsables, mais soulignent également les délais rallongés de la procédure : l'instruction

a été ouverte en juillet 2006 et clôturée en octobre 2013. Le réquisitoire du ministère public est daté du 17 octobre 2017... mais l'audience n'a pu se tenir qu'en avril 2022. « Le Tribunal constate que ces périodes d'inaction ne s'expliquent par aucune justification légitime. Il y a dès lors lieu de retenir qu'il y a eu dépassement du délai raisonnable », lit-on dans la décision. De ce fait, les magistrats estiment que « les faits ne peuvent plus être autrement sanctionnés que par la suspension du prononcé ». José Jumeaux et ses acolytes sont ainsi mis à l'épreuve pendant trois ans, une période durant laquelle ils s'exposent à la peine encourue dans cette instance, ajoutée à celle liée à d'éventuelles nouvelles poursuites. En mai, le substitut du procureur avait requis 18 mois de prison avec sursis contre l'ancien patron de Fidufrance. Le bénéfice du temps est accordé pour ce qui touche à la peine. Les juges confisquent toutefois le magot accumulé par José Jumeaux sur des comptes à la Société Générale, de la Raiffeisen et de la Banque de Luxembourg, gelés depuis le début de l'enquête. Il s'élève à trois millions d'euros. Selon les informations du *Land*, le Parquet et le principal prévenu ont relevé appel de la décision. ps0

Statistical Noise

Mise en ligne à l'occasion du soixantième anniversaire du Statec, l'exposition vituelle *Framing Luxembourg* exploite pleinement le potentiel offert par

le digital. Après des essais plutôt décevants sur la Première Guerre mondiale (2018) et l'histoire de la BGL (2019), le C2DH réussit ici son pari. Sur *framingluxembourg.lu*, l'internaute peut suivre, le curseur sautillant, différentes courbes : croissance démographique, solde naturel et migratoire, taux de nuptialité, nombre de divorces, recensements professionnels, taux de chômage. Le contenu textuel est fourni par Paul Zahlen et Benoît Majerus, le design et les graphiques, qui rendent les données lisibles et intelligibles, fut assuré par Frederica Fragapane et Daniele Guido. Le projet devrait aboutir à un livre sur l'histoire du Statec, sur lequel travaille actuellement Paul Zahlen. Lors de l'anniversaire officiel du Statec, l'historien et ancien responsable du service des Statistiques sociales, avait tenté d'esquisser en 62 *slides* PowerPoint l'histoire de la statistique publique au Grand-Duché. *Le Land* l'a rencontré cette semaine pour évoquer le sujet.

La création d'un institut statistique étatique est très lente à se concrétiser. En 1853, se tient premier Congrès international de statistique. Le jeune État luxembourgeois loupe le rendez-vous, et s'en trouve un peu gêné. Trois ans plus tard, le gouvernement se décide donc de lancer une « Commission permanente de statistique ». Le nom est mal choisi, car la « commission permanente » disparaît en 1858. Il faut attendre 1900 avant que ne soit créé un vrai service statistique, la

« Ständige Kommission für Statistik ». (D'un point de vue institutionnel, le Statec fête donc cette année son 122 anniversaire, et non pas son soixantième.) Le projet avait dormi douze ans dans les tiroirs, l'enthousiasme des chefs d'administration et des membres du gouvernement restant très limité.

Ce n'est qu'au lendemain de la Seconde Guerre mondiale, que la statistique s'impose dans le cadre de la Reconstruction et de l'« économiisation du monde ». Jusque-là, on avait laissé à la Chambre de commerce le soin de compiler les chiffres sur la production et les ventes. L'intégration européenne donne un formidable coup d'accélération : le gouvernement doit livrer des statistiques sur les revenus des ouvriers sidérurgiques (1953), sur le logement des ouvriers (1959), le budget des ménages (1963). La monnaie unique confèrera au Statec un rôle crucial, Pacte de stabilité oblige.

En 1978, le professeur en psychologie Gaston Schaber (dont la biographie reste à être écrite) crée le « Groupe d'études pour



les problèmes de la pauvreté » devenu le Ceps en 1983, puis le Liser en 2014. « C'était un type en avance sur son temps », estime Zahlen face au *Land*. « Lorsque le RMG est créé en 1986, c'était le seul qui avait quelque chose à offrir, notamment en termes de contacts internationaux. Il était donc intéressant pour la politique, ce qui explique sa très bonne relation avec Jacques Santer. » Peu à peu, le Statec reprend le lead dans les enquêtes sociales, dont la méthodologie s'harmonisera au niveau européen pour permettre des comparaisons entre États membres.

En gros, Paul Zahlen décrit le développement statistique comme résultant de trois facteurs : la méthodologie scientifique, le contexte international et la volonté politique. Ce dernier point apparaît dès la première véritable entreprise statistique, à savoir le « cadastre de Marie-Thérèse [d'Autriche] » (photo : Château de Schönbrunn). Le grand dénombrement de 1766-1771, rappelle Zahlen, a résulté tant de pressions « d'en haut que d'en bas », le pouvoir central voulant raffermir la base imposable, les bourgeois demandant plus de « justice sociale ».

En tant qu'ancien du Statec, Paul Zahlen reste sceptique par rapport aux catégories statistiques : « Elles rendent certaines choses visibles mais en cachent d'autres. » Il cite l'ancienne catégorie d'« employé », qui sous-entendait

une bonne position, alors que « certains employés étaient plus prolétariés que les ouvriers », ou celle du « taux de risque de pauvreté », qui mesure en fait les inégalités. En tant que statisticien, estime-t-il, il faudrait faire preuve d'une certaine « humilité ». bt

Droit de réponse

En réaction à l'article « Holding The Gun » (*d'Land* du 22 juillet), Pierre Barthelmé souligne que c'est en tant que fonctionnaire qu'il a été nommé à la présidence du Conseil de la concurrence en 2018, indépendamment de sa couleur politique aux législatives de 2013. LL

Ticker

Celui qui compte

Bernard Thomas

Alors que le Statec fête ce mois son soixantième anniversaire, Serge Allegrezza annonce son départ pour 2024

La question revient régulièrement dans les « peer reviews » auxquelles est soumis le Statec. En avril 2008, les « pairs », c'est-à-dire un panel de hauts gradés européens de la statistique, notaient que les « positions additionnelles » de Serge Allegrezza « pourraient soulever des critiques » : « Even if there is no real conflict of interests the general public perception may take this as an indicator of a lack of independence and impartiality ». Les résultats du dernier « round » des évaluations ont été publiés en février dernier. De nouveau, une des recommandations vise le directeur général : « Statec should put in place procedures to ensure that participation in external activities and bodies does not conflict with the requirements of the role of head of Statec. » À côté du Statec, Allegrezza dirige, « à titre personnel », l'Observatoire de la compétitivité, directement intégré dans l'organigramme du ministère de l'Économie. (Il cumule en outre les présidences de Post Group, principal employeur privé du pays, ainsi que de Luxtrust, et siège dans le conseil d'administration de SES.) En novembre 2020, Allegrezza guida le lancement de « Luxembourg Stratégie », censé alimenter le « soft power » ministériel, avant de se retirer du projet. Les nombreuses casquettes de Serge Allegrezza ne sont guère du goût de ses collègues européens.

L'intéressé admet qu'il s'agirait d'« une anomalie qui s'arrêtera avec moi ». Âgé de 62 ans, il annonce quitter la direction du Statec d'ici 2024, une fois le déménagement vers Belval complété. « Ier-gendwann muss ech ee Stréch zéien. » Au sein du Statec, la recherche de candidats potentiels débute : « On a déjà fait faire quelques coachings ». Il n'arrêterait pas pour autant de travailler, dit Allegrezza : « Je vais devoir me trouver un autre job, dans d'autres domaines ». En mars 2023, il fêtera ses vingt ans à la tête du Statec. Le remplacer sera tout sauf évident, le poste se situe à l'intersection de la science et de la politique, et implique une forte exposition médiatique. Serge Allegrezza présente son rôle comme celui d'« intermédiaire », de « Mëttselmann ». Il défend son intégration au sein du ministère et au Conseil économique et social (qu'il a présidé entre 2009 et 2011) ; ces postes lui auraient donné une « connaissance intime » du monde politique et des partenaires sociaux. Cela vaudrait « de l'or » : « Mon rôle est de fournir à nos sponsors les données dont ils ont besoin pour prendre des décisions. Je sais comment ils pensent et quels sont leurs besoins ; même si eux-mêmes n'arrivent pas toujours à les articuler. Je peux traduire leurs questions en termes opérationnels et produire des résultats. »

Depuis la crise de la dette publique grecque la question de l'indépendance et de l'impartialité des instituts de statistique est surveillée de très près par les instances européennes. (Sur ordre de Bruxelles, le service statistique grec fut dissout en 2010 et refondé en tant que nouvelle entité.) En juin 2011, lors du débat sur la nouvelle loi organisant le Statec, le ministre de l'Économie, Jeannot Krecké (LSAP), mettait en garde les députés : « Ech hunn déi grichesesch Geschicht vun Ufank un e bësse materlieft, wou deen Duerjenaner mat de Statistike war, wou munches schifgelaf ass. Duerfir, wat d'Statistik ubelaangt, muss et absolut sinn, dass se eng Indépendance huert, wou keen dru fummele geet. »

Le Statec n'aura connu que trois directeurs en soixante ans. Aux yeux de l'historien Paul Zählen, cette « longévité assez importante » aurait finalement consolidé l'indépendance de la statistique publique, puisqu'elle en placerait les responsables en « position de force face aux politiques ». L'histoire du Statec reste intimement liée à la personne de Georges Als, qui a dirigé l'institut entre 1962 à 1990. C'est un héritage quelque peu gênant. Dans la nécrologie publiée à son décès en 2014, le Statec évoque pudiquement les « opinions parfois iconoclastes » de son ancien directeur. Une allusion aux thèses du « suicide démographique » popularisées par Als à partir de la fin des années 1970. À relire Georges Als dans le texte, on est frappé par la charge nationaliste et *völkisch* qui s'en dégage. Dans un article paru en 1982 dans le mensuel *Forum*, il expliquait ainsi qu'« une relative homogénéité ethnique et une sage politique nous ont jusqu'ici préservés de tensions sociales graves ». Et de mettre en garde contre « un relâchement de l'instinct vital, par un désir effréné de prospérité ». L'ironie de l'Histoire, c'est qu'au moment même où le directeur du Statec agita le spectre de la dénatalité, la tendance s'était déjà inversée. Devenu légèrement négatif entre 1972 et 1978, le solde naturel repasse à la hausse dans les années 1980, grâce à l'arrivée d'une population immigrée jeune et en état de procréer.

Serge Allegrezza, en juin 2020

« Je sais comment nos sponsors pensent et quels sont leurs besoins ; même si eux-mêmes n'arrivent pas toujours à les articuler »

Serge Allegrezza

Mais ce serait probablement injuste de réduire Georges Als à l'image du provocateur réactionnaire. Issu des cercles libéraux, sa politique de recrutement s'avéra ainsi très ouverte. Il embaucha toute une génération de jeunes universitaires issus du trotskisme (Nico Weydert), du socialisme autogestionnaire (Jean Langers) ou du catholicisme de gauche (Guy Schuller). Jusque dans les années 1990, le Landesverband, situé le plus à gauche de l'échiquier syndical, était ainsi le syndicat majoritaire au sein du Statec.

À Georges Als succède Robert Weides en 1990. Diplômé de Sciences Po Paris, le juriste et économiste avait passé quasiment toute sa carrière au sein du Statec. C'est lui qui lança, en binôme avec le macro-économiste Ferdý Adam, la « Note de Conjoncture » mensuelle. En 2003, Serge Allegrezza, est parachuté directeur général du Statec par Henri Grethen (DP). Au Statec, on craignait alors une reprise en main ministérielle. Allegrezza n'était pas un ancien de la maison, mais arrivait directement du ministère de l'Économie qu'il avait intégré en 1991 sous Robert Goebbels. Or, le nouveau directeur prendra rapidement ses marques au Statec. En 2005, il publie le

premier Rapport travail et cohésion sociale, entrant de plain-pied sur le terrain social, et revendiquant la suprématie statistique face au Ceps/Instead, son ancien employeur. En 2016, il lance Statec Research, son projet de prestige. Créée sous forme d'ASBL, la cellule permet de recruter des chercheurs internationaux et de leur donner un accès contrôlé aux micro-données économiques, par essence sensibles, accumulées par l'institut statistique.

Abonné des matinales de *RTL-Radio* comme des unes de *Paperjam*, le directeur du Statec fait preuve de flair médiatique. Il s'est imposé comme un des rares intellectuels revendiquant une liberté de parole ; un *household name*. Un ancien de la section LSAP-Al Eech, où il militait aux côtés de Jeannot Krecké, Yves Mersch et François Bausch (bien que ce dernier se révélât rapidement être une taupe trotskiste), Allegrezza est resté encarté au parti. Lecteur insatiable, il a su capter très tôt les tendances intellectuelles montantes, et ainsi se démarquer du provincialisme politique ambiant. Sur les dernières années, Allegrezza a gauchisé son discours, se référant aux travaux de Krugman, Atkinson et Piketty. C'est lui qui a invité en avril 2022 la nouvelle star de la gauche américaine, Adam Tooze, à la Journée de l'Économie, organisée par le ministère de l'Économie, la Chambre de Commerce et la Fedil, « en coopération avec PWC Luxembourg ». (L'historien anglais ne manqua pas l'occasion de rappeler à ses auditeurs « le mépris » qu'ils inspireraient à une partie de la population, qui « naîme pas les gens réunis dans cette salle ».) Bien que tardivement, Allegrezza s'est mis au diapason de l'urgence climatique, investissant dans les modélisations au service de la décarbonation : « On ne pourra pas se permettre de rater le train du changement climatique ».

Le Grand Confinement du printemps 2020 a constitué un choc pour le Statec. « Nous n'étions tout sim-

plement pas à la hauteur », admet Serge Allegrezza rétrospectivement. Alors que le gouvernement faisait « une pression énorme » pour avoir des données en temps réel, le Statec restait enfermé dans ses temporalités trimestrielles. Le premier moment de sidération passé, le directeur du Statec se présenta, en juillet 2020, devant la presse. Aux côtés de la ministre de Santé, Paulette Lenert (LSAP), il annonça le lancement de « Flash Covid », une newsletter renseignant « à intervalles réguliers » sur la situation sanitaire. L'initiative fit plouf. Au final, seulement deux éditions paraîtront. « Nous avons tous sous-estimé combien de temps la pandémie allait durer », dit Allegrezza. Le rythme avec lequel les nouveaux chiffres tombaient aurait été « insoutenable » : « Nous n'avions ni le recul ni le calme pour en tirer quelque chose de sérieux. » Il dit avoir tiré les leçons des deux dernières années : « On a beaucoup appris ». Le Statec travaille ainsi à parfaire le « nowcasting » tiré de la mobilophonie, des paiements par carte et des réseaux sociaux. Serge Allegrezza voit dans ces données « un bien public ». Or, le *big data* reste largement concentré entre les mains des Gafa ; et rien n'oblige pour l'instant les monopolistes du net à partager leurs précieuses ressources avec les services statistiques publics.

Le patrimoine, sa perpétuation et son inégale distribution restent un des principaux angles morts de la statistique au Luxembourg. Le peu qu'on croit en savoir provient d'enquêtes de la BCL. Or, bon courage pour persuader le « un pour cent » de dévoiler son patrimoine à l'enquêteur-statisticien ! Pour avoir une vue plus précise sur le patrimoine, le Statec réclame depuis une demi-douzaine d'années un accès aux micro-données de l'Administration des contributions directes, proposant d'y envoyer ses fonctionnaires en mode *embedded*, avec obligation de strictement respecter le secret fiscal. Les négociations se sont rapidement enlisées. Or, la pandémie a exacerbé le problème, les mesures sanitaires com-

pliant le travail des enquêteurs sur le terrain. Un rapprochement se serait récemment fait avec le fisc, révèle Serge Allegrezza. La solution pourrait passer par la voie législative.

Les frontaliers sont l'autre grande inconnue statistique. (La seule enquête sociale à les inclure est celle de la structure des salaires). L'exclusion de la moitié de la main d'œuvre repose la question du découpage territorial statistique. Sur le papier, il existe un « Réseau des offices statistiques de la Grande Région », mais dans la pratique « il ne fonctionne pas terriblement bien, aucun des instituts n'y investit beaucoup », dit Allegrezza. « Je n'ose pas, à l'heure actuelle, élargir nos enquêtes aux frontaliers, puisque pour certaines cela signifierait un doublement. Je ne pourrais de toute manière que le faire en association avec les instituts en France, en Belgique et en Allemagne. Or, la législation allemande est très compliquée... »

Le Produit intérieur brut (PIB) reste l'indicateur le plus connu produit par le Statec. C'est également un des plus problématiques. Qu'Amazon fasse passer quelques milliards de bénéfices (ou de pertes) supplémentaires par sa filiale grand-ducale, et le PIB vacille. En octobre 2018, le Statec avait avoué « une certaine déconnexion » entre le PIB et les fondamentaux conjoncturels, qui pourrait « biaiser son interprétabilité en tant qu'indicateur synthétique ». Le cas du Luxembourg ressemble beaucoup à celui de son cousin offshore gaélique. Dans *Summer 2022 – Economic Forecast*, la Commission européenne dédie un encart à la « grande volatilité » du PIB irlandais : « Ireland is not the only EU Member State hosting foreign-owned multinational enterprises, yet their weight is so large in Ireland that it affects 'standard' national accounts aggregates for both the Irish economy and the EU economy at large ».

« La Commission ne peut le dire tel quel, mais, en fait, le PIB irlandais ne vaut plus rien », traduit Serge Allegrezza. Entre 2014 et 2015, le PIB de l'île avait ainsi triplé, passant de huit à 26 pour cent, une pure fiction comptable, engendrée par les structurations fiscales de multinationales. Allegrezza met en garde : « Ce qui est arrivé aux Irlandais peut également nous arriver à nous ». Il estime que le Revenu national brut (RNB), qui se situe 35 pour cent en-dessous du PIB, correspondrait mieux à la réalité économique luxembourgeoise. « On a une forte production, mais en contrepartie, des revenus générés partent vers l'étranger » ; que ce soient les dividendes versés aux détenteurs de capital ou les salaires payés aux travailleurs frontaliers. En 2016, l'Irlande décide que le PIB n'est plus adapté pour mesurer son économie et planifier son budget, et le remplace par un RNB « ajusté », qui filtre une partie du bruit statistique occasionné par le *profit shifting* de multinationales. Trois ans plus tard, le Conseil économique et social (CES) s'est penché sur l'encombrante question du PIB. Dans son avis, on constate que le PIB est « contestable et souvent contesté », on revient sur l'exemple irlandais, pour enfin se cramponner à l'indicateur fétiche : « Le CES ne recommande pas d'abandonner le PIB au profit d'un quelconque RNB ajusté ou autre ». Une approche par les revenus pourrait éventuellement compléter l'image, écrit le CES, mais encore faudrait garantir un accès des statisticiens à l'administration fiscale...

Le Statec tente de se libérer de la tyrannie du PIB en mettant dans la vitrine le « PIB du bien-être », un agrégat composé d'une soixantaine d'indicateurs, qui vont des heures de travail au taux de recyclage, en passant par « la satisfaction à l'égard de l'existence ». Poussé depuis 2009 par Allegrezza, l'indicateur a été adopté de manière enthousiaste par le ministre de l'Économie, Franz Fayot (LSAP), qui tente de se distinguer du productivisme de ses prédécesseurs. Or, le concept de « well being » rencontre aussi des critiques. Ainsi, début juillet, lors du colloque célébrant le soixantième anniversaire du Statec, Paul Zählen a tenté de résumer en 62 diapositives PowerPoint l'histoire de la statistique au Luxembourg (lire page 11). L'ancien chef de la division des Statistiques sociales a conclu son exposé historique par une sortie inattendue. Il pointa les potentielles dérives « identitaires » que des concepts comme « confiance », « bien-être » ou « bonheur » pourraient engendrer. Ces notions témoigneraient d'un « retour conceptuel vers le passé », et privilégieraient la réinvention d'une « communauté » (*Gemeinschaft*) à l'analyse de la « société » (*Gesellschaft*). Face au *Land*, Zählen précise sa pensée : « Ces statistiques ne traitent plus de structures ni du fonctionnement de la société, mais de la psychologie des gens. Ce sont des agrégats de sensibilités et de sentiments. Mais la question est : Peut-on agréger des choses comme le bonheur ? On peut en douter... » ●



Sven Becker

ZU GAST

Eure Stimme zählt

Als ehemaliger Bürgermeister weiß ich nur allzu gut, welch unmittelbaren Einfluss die Kommunalpolitik auf das Leben der Bürger hat. Sei es Abwasser- und Abfallmanagement, Mobilität, Bildung und Kinderbetreuung, Sport- und Freizeitinfrastrukturen oder die Gestaltung des öffentlichen Raumes: die Gemeinden sind am nächsten am Leben der Menschen dran, ihre Entscheidungen betreffen die Bürger direkt.

Da scheint es eigentlich normal, dass die Bürger auch bei politischen Entscheidungen mitbestimmen können, dass ihre Stimme gehört und ihre Interessen vertreten werden. Eine Gemeinde ist zudem auf Bürger angewiesen, die sich engagieren. Sie lebt von einer größtmöglichen politischen Beteiligung und Inklusion.

Als einziges Land in der EU gab es in Luxemburg bis jetzt eine Residenzklause von fünf Jahren für Nicht-Luxemburger bei den Kommunalwahlen. Bei einem durchschnittlichen Ausländeranteil in unseren Gemeinden von knapp unter 50 Prozent bedeutet dies, dass ein großer Teil der Menschen vom politischen Geschehen in ihren Gemeinden ausgeschlossen waren – in Gemeinden wie der Stadt Luxemburg war es sogar eine absolute Minderheit, welche über das politische Geschick entschied.

Für die Demokratische Partei steht fest, dass jeder Bürger die Möglichkeit haben soll, seine Stimme zum Ausdruck zu bringen und sich am politischen kommunalen Leben zu beteiligen. Aus diesem Grund begrüßen wir ausdrücklich, dass die DP-geführte Regierung eine Anpassung am Wahlgesetz in ihren Gemeinden dank dieser Reform wird der Zugang zu den Kommunalwahlen für nicht-luxemburgisch Mitbürger deutlich vereinfacht, sowohl hinsichtlich der Wohndauer als auch in Bezug auf die Fristen zur Einschreibung in die Wählerlisten.

Für uns Demokraten ist dies nicht nur ein logischer Schritt in Sachen

Bürgerbeteiligung. Es ist auch ein deutliches Zeichen an alle Menschen, dass Luxemburg ein offenes, tolerantes und multikulturelles Land ist, und dass alle Bürger, unabhängig von ihrer Herkunft, hier willkommen sind.

Guy Arendt ist DP-Abgeordneter

Die Erfahrungen der vergangenen Jahre haben jedoch gezeigt, dass nur sehr wenige ausländische Mitbürger die Möglichkeit nutzen, an den Kommunalwahlen teilzunehmen. Die Gründe hierfür sind vielfältig. Es ist jetzt die Aufgabe der Politik dafür zu sorgen, dass die Menschen Vertrauen in die politischen Prozesse haben, sich in Luxemburg wohl fühlen und sich am politischen und gesellschaftlichen Leben ihrer (neuen) Heimat beteiligen möchten.

Jede verlorene Stimme ist ein Verlust für die Demokratie. Deswegen der Aufruf an jeden unserer ausländischen Mitbürger: Schreibt euch in die Wählerlisten ein, stellt euch zur Wahl, geht wählen. Jede Stimme zählt – eure Stimme zählt. Nur so können wir unsere Gemeinden, und unsere Gesellschaft im Allgemeinen, gemeinsam voranbringen, dies im Interesse aller Bürger. ● Guy Arendt

D'GEDICHT VUN DER WOCH



Déi rengste Verblödung

„Die Luxemburger Regierungsmitglieder gehen mit der Gaskrise unterschiedlich um“ (LW, 26.07.22).

Jacques Drescher

De Fayot spuert beim Auto
A fiert net dacks privat.
En huet jo als Minister
Seng Limousine vum Staat.

De Bausch hëtzt kaum am Summer
An duscht just eng Minutt.
Als Papagei vum Habeck
Do sténkt en duerno gutt.

D'aarmt Corinne huet keng Bidden
An och keng Späicherlicht.
Beim Turmes gëtt am Wanter
Am Tricot just gebiischt.

Si fueren all mam Vélo
Elektresch oder net.
De Glühwain drénkt een heemlech,
Wann et kee Gas méi gëtt.

DIE KLEINE ZEITZEUGIN

Frühstück mit Wespe

Michèle Thoma

Es schmeckt ihr sehr gut, außerordentlich gut, sie ist mit Leib und Seele dabei, beim Sichein-verleiben. Sie isst intensiv und konzentriert, mit allen Sinnen, mit allen Fasern ihres Leibes. Sie wird alles wegputzen, alles wird danach geputzt ausschauen. Sie hat sich eingenistet in der Apfelspalte, einem noch nicht entsorgten Rest. Wegen Achtsamkeit, neuerdings, vielleicht kann die Schöpfung ja noch was damit anfangen, die Schöpfung ist ja so verhaltenskreativ?

Sie krümmt sich in der Anstrengung, über einer schlaffen Apfelhaut, oder schon in ihr, sind das Fühler dieses müde Häutchen durchdringen, in ihrer penetranten Obsession? Sie rackert und wütet sich durchs mürbe Apfelfleisch, sie tobt und scheint doch extrem organisiert. Eine Orgie ist das nicht, La Grande Bouffe, oder nicht nur, sie ist so bienenfleißig. Sehr professionell. Dabei weiß ich nicht mal, ob es eine ist, eine Biene, meist verkehre ich ja nur mit Wespen. Ich weiß nicht mal, ob sie gerade dabei ist, einen Superapfelhonig zu produzieren, ja, ich weiß nicht mal ob es einen solchen gibt. Was weiß ich eigentlich?

Vielleicht frisst sie einfach so, vielleicht ist sie fress süchtig, vielleicht workaholic, irgendwas Pathologisches. Jedenfalls habe ich noch nie jemanden gesehen der so total isst. Der sich vollkommen vereinigt mit dem, was er isst. „Im Internet“ steht, Wespen hätten so kräftige Kieferzangen und eine so hohe Nagetätigkeit, dass sie sich durch Wände fressen könnten.

Alles andere scheint ihr egal, alles neben ihr ist nebensächlich, sie ignoriert mich total. Gut, ich nage zwar nicht am Hungertuch, aber an altem Brot mit Knoblauchzehen, wohl nicht ihre Prädilektion. Sie ist derart gekrümmt in dieser Einverleibungsprozedur, dass ich geschockt entdecke, dass ihr Leib aus zwei Teilen besteht, die nur mit einer wie es scheint prekären Membrane verbunden sind. Als könne er jeden Moment auseinanderbrechen! Hat sie eine Behinderung, eine schwerwiegende? So wirkt sie nicht. Ist sie eine Queen die über so was Unappetitlichem wie einen Darm erhaben ist? Eine solche würde doch aber bestimmt bedient. Aber wo stopft sie denn dann alles rein? Oder verwandelt sich alles gleich in Honig und sie scheidet nur Honig aus? Wie himmlisch wäre so ein Wesen! Deswegen heißt es, plötzliche Eingebung, ja Wespentaille! Bzw. hieß es, in bodypositiven Zeiten haben



Sie isst intensiv und konzentriert, mit allen Sinnen, mit allen Fasern ihres Leibes

Role Models ja keine Wespentailen mehr, sie gaben gar keine Taillen mehr.

Ich habe längst fertig mit meiner Kruste und meinen Zehen, der Kaffee Napf ist geleert, sie macht weiter. Es ist Mittag, Nachmittag, sie schuftet immer noch. Sie ist immer noch nicht geplatzt.

Ich wundere mich, dass sie alleine bleibt, oder ist sie längst eine andere? Bestimmt nicht, weil wären dann nicht schon viele da? Familien, Sippen, Schwärme, Stämme? Ich erinnere mich an eine prächtige Torte, die ich einst schwesterlich zu teilen gedachte mit einer Besucherin im Streifenlook. Im Nu hatte sie, ebenfalls konvivial, sozial, alle eingeladen! Das hat man davon, eine

tiefe Der-gute-Mensch-von-Sezuan-Frustration stellte sich damals bei mir ein, so blöd würde ich nie mehr sein!

Am späten Nachmittag beobachte ich sie bei einem Ausflug über der altersfleckigen Apfelschale. Vermutlich einem Verdauungsflug, schon bezieht sie wieder Stellung. Überall liegen plötzlich bräunlich goldene Kügelchen. Eine Mitesserin bzw. Arbeitskollegin ist auch eingezogen, vielleicht ein Rationalisierungsprozess, sie roboten nebeneinander. Es gibt keine Konkurrenz, eher Team Work, sie malochen Seite an Seite, wie Goldgräberinnen, dann Kopf an Kopf. Ein friedliches, fleißiges, protestantisch-frommes Tête-à-Tête, ohne Fleiß kein Preis.

In der Nacht sind sie weg. Klar, irgendwann muss man sich ausruhen, von des Tages Last und Müh.

Am nächsten Morgen spätstückt sie wieder mit, die alte Haut mundet köstlich. Es ist Nachmittag, Breakfast in Progress, später Nachmittag. Die Goldkügelchen türmen sich.

Früher Abend. Ist das Apfelrestlein nicht allmählich ausgehöhlt? Systematisch und zielstrebig macht das Jetzt-wieder-Duo weiter. Ein bisschen lahm kommt es mir allmählich vor. ●

CHRONIQUES DE L'URGENCE

Guterres contre l'addiction

Jean Lasar

« Les investisseurs soutiennent toujours les combustibles fossiles, et les gouvernements continuent de distribuer des milliards de subventions en faveur du charbon, du pétrole et du gaz – quelque onze millions de dollars par minute. Pour la santé de nos sociétés et de notre planète, il nous faut arrêter notre addiction aux combustibles fossiles. Maintenant ».

« Pour la santé de nos sociétés et de notre planète, il nous faut arrêter notre addiction aux combustibles fossiles. Maintenant »

António Guterres

n'est pas celle d'un activiste désespéré, elle a été proférée le 1er juillet par António Guterres, secrétaire général des Nations Unies. En décembre 2019, lors de la COP25, il évoquait déjà cette dépendance, qu'il faut « résoudre sous peine que nos efforts pour réduire la crise climatique soient condamnés ». En mars dernier, en pleine guerre d'Ukraine, il la qualifiait de « destruction mutuellement assurée ».

« La terre est notre seule maison. Ensemble, nous devons la protéger et la chérir », disait-il, ou encore : « Le changement climatique détruit notre trajectoire vers la durabilité ». Pour saisir à quel point ce langage est remarquable dans la bouche d'un diplomate de ce rang, il suffit de relire le langage policé et consensuel à ce sujet de son prédécesseur, le Coréen Ban Ki-moon, dont il a repris le bâton en 2017.

Jusque-là, António Guterres, ancien premier ministre portugais, à la fois fin stratège social-démocrate et fervent catholique, Haut-Commissaire aux Réfugiés de l'ONU pendant dix ans, n'avait pas fait preuve d'un engagement particulier sur les questions climatiques. Peut-être racontera-t-il un jour l'épiphanie qui l'a amené à adopter ce ton radical ? Toujours est-il qu'il a graduellement cessé de mâcher ses mots et

adopté ce discours conforme certes aux messages affolés du GIEC, mais aux antipodes des actions menées par les membres les plus influents de son organisation.

Que Guterres parle d'addiction aux combustibles fossiles est d'autant plus convainquant qu'il peut se targuer d'avoir adopté, en tant que premier ministre, une politique en matière de drogue, faite de décriminalisation et d'aide aux toxicomanes, qui a débouché sur une baisse très significative de la consommation au Portugal. Même si l'analogie entre addiction aux stupéfiants et aux hydrocarbures a ses limites, surtout s'il s'agit de concevoir des plans d'action concrets, il ne fait aucun doute qu'elle est pertinente pour décrire le comportement suicidaire qui est aujourd'hui celui de l'humanité.

En visite à Kyiv le 28 avril, après avoir rencontré Vladimir Poutine l'avant-veille à Moscou, le secrétaire général de l'ONU avait dû se mettre à l'abri pour échapper aux bombardements russes qui frappaient la ville ce jour-là, faisant un mort et une dizaine de blessés. Dans ce cas, du moins, l'analogie fonctionne parfaitement : Comment ne pas voir dans cette attaque le geste rageur, d'inspiration mafieuse, d'un pétro-dictateur cherchant à intimider celui qui ose le défier ? ●

« Le moment d’agir, c’est maintenant »

Michel Pletschette

Le débat sur l’obligation vaccinale Covid 19 a pris une drôle de tournure



Les récents développements dans le débat autour de l’obligation vaccinale contre le virus de la Covid-19 sont pour le moins étonnants, sinon inquiétants. Ils sont certainement décevants. Fin 2021, le Premier Ministre a commandé un rapport à un petit groupe d’experts locaux, dont il promit avec véhémence de suivre les recommandations. Présenté dans sa première version le 14 janvier, le rapport contient surtout des arguments en faveur de la vaccination comme seul moyen de contenir la pandémie. On n’y trouve cependant aucune donnée justifiant l’obligation vaccinale en soi, sauf de façon implicite en tant que seul moyen d’augmenter la couverture vaccinale à un moment où les efforts purement volontaristes semblent ne plus montrer d’effets. La mise à jour récente du rapport (publiée en juillet) ne change rien à cet égard.

Des arguments éthiques et juridiques en faveur de l’obligation sont plutôt à chercher dans ma contribution parue dans cet hebdomadaire en décembre dernier, mais également dans le jugement rendu le 14 avril 2021 par la Cour Européenne des Droits de l’Homme. Amplement cité par les divers intervenants, cet arrêt a établi une norme juridique claire sur la question. Or, il semble avoir été peu lu dans le détail. Notons ici que la traduction allemande d’« obligation », objet de ce jugement, est « Pflicht », donc une obligation surtout morale ainsi que sociale, et non « Zwang », c’est-à-dire la contrainte. En janvier, la focalisation du débat sur l’efficacité de la vaccination résultait de la polémique orchestrée par les folkloristes de la « Marche Blanche », qui faisaient en outre miroiter des effets secondaires dramatiques sans pouvoir baser leurs affirmations sur des fondements scientifiques objectifs. Le rapport apparut dès lors comme un moyen pour dissiper l’inquiétude, mais aussi le courroux du Premier, le tout dans une situation épidémique dramatique et dans un environnement national et international où le débat penchait fortement en faveur de l’obligation vaccinale.

Pour rappel, les experts recommandent l’obligation pour les plus de cinquante ans, eu égard au taux de mortalité par Covid élevé dans cette frange démographique, ainsi qu’une obligation sectorielle pour les soignants. Ne furent pas examinés des arguments plaçant en faveur d’une obligation vaccinale touchant d’autres couches d’âge et d’autres groupes professionnels. Dès le départ, les experts semblaient donc à la recherche d’un compromis ; soit entre eux, soit par rapport à ce qu’ils perçurent comme étant négociable en ce moment. Il est fort probable qu’un autre groupe d’experts, dont la composition aurait été différente, serait arrivé à des recommandations en partie différentes. Notons que ni le rapport de janvier ni sa récente mise-à-jour n’ont bénéficié d’une relecture par des pairs, ni d’une publication des termes de références, comme il est à présent de bonne pratique scientifique car permettant de distinguer plus clairement entre une conclusion scientifique et une opinion personnelle, fut-elle éclairée.

Plus important, le fait que le gouvernement ne présenta aucun projet de loi dans les semaines qui suivirent (la vague était de nouveau retombée) fit fortement penser que l’initiative avait fait long feu et que le projet, décrit par la ministre de la Justice comme nécessitant un soin particulièrement attentif et donc très long, avait fini sa trajectoire dans les proverbiaux tiroirs. En politique, « mûrir » est un euphémisme courant pour « laisser pourrir ». Les experts se retrouvaient donc piégés par les politiques qui tout en acceptant la première version du rapport n’en eurent cure

À l’impact chaotique et meurtrier du variant Delta suivirent de nouvelles vagues dues à des souches encore plus transmissibles, émanant d’une nouvelle famille nommée Omicron et portant un nombre considérable de mutations. Celles-ci permettent au virus

Le passage à l’endémicité d’une maladie infectieuse ne s’accompagne pas automatiquement d’une perte de pathogénicité. Ainsi, le paludisme est endémique dans la plupart des pays où il sévit tout en continuant à tuer femmes enceintes et enfants par millions

déchapper, par avantage évolutionniste compétitif, à l’action des anticorps présents dans la population. Or il se trouve que l’immunité cellulaire n’est guère entamée par ces mutations et que le degré exceptionnel de protection conféré surtout par les vaccins à ARN messager contre les formes graves resta largement intact. Hélas, cette évolution a fait admettre dans des larges couches de la population, des médias et surtout des responsables politiques que le virus SARS CoV 2 aurait atteint son niveau d’atténuation durable, que l’impact clinique n’aurait plus rien d’inquiétant. La vaccination serait donc devenue largement inutile pour contrer la transmission et devrait être réservée aux seuls groupes à risque tels que nos grands aînés. La pandémie finirait par disparaître du monde comme elle l’a fait des titres de la presse, désormais envahie par les nouvelles sur l’agression russe en Ukraine. Or, c’est faire abstraction du fait qu’une bonne partie de la population (environ vingt pour cent) reste vulnérable à cent pour cent, car exempte de doses suffisantes de vaccins en termes de primo-vaccination ou de rappels, et que chaque semaine, des malades continuent de mourir des suites de la Covid-19. Ces nombreux drames ont été vécus durant les derniers six mois dans une indifférence générale difficile à expliquer.

Ces croyances des politiques dans la disparition spontanée des menaces ne relèvent pas d’un optimisme bon teint mais plutôt de cette pensée magique qui est fortement disséminée et qui accompagne les errements de la lutte contre la Covid depuis fin 2019. C’est d’ailleurs cette même atonie qui est responsable de l’abandon généralisé des attitudes de précaution acquises au début de la lutte contre la pandémie.

Soulignons que le passage à l’endémicité d’une maladie infectieuse ne s’accompagne pas automatiquement d’une perte de pathogénicité. Ainsi, le paludisme est endémique dans la plupart des pays où il sévit tout en continuant à tuer femmes enceintes et enfants par millions. Ce passage n’est ni obligatoire ni obligatoirement très rapide. Le virus continuera à circuler et à produire des mutations et des percées immunitaires aussi longtemps que la population mondiale dans son ensemble n’aura pas acquis d’immunité durable et de très haut niveau, ce qui pour le moment est loin d’être acquis. Personne, sauf apparemment la ministre de la Santé, ne croit vraiment à la disparition du SARS CoV 2

Les réactions au rapport des experts et de sa mise à jour sont en ce sens exaspérantes. Ce n’est pas le moment de baisser la garde. Une grande partie de la population, si elle n’est pas rapidement boostée une deuxième fois (quatrième dose), risquera de voir leur protection séroder inexorablement. À ce moment, l’avantage compétitif des mutations Omicron s’affaiblirait et le terrain se prêterait

de nouveau à l’expansion de la souche Delta, plus pathogène et qui n’a jamais disparu de la circulation en Europe. De nouveau, la vulnérabilité de la population augmenterait de façon importante. Les politiques disent qu’alors, ils rendraient la vaccination obligatoire. Or, le moment d’agir, c’est maintenant, car il faudra des semaines pour préparer une campagne d’envergure et les anticorps post-vaccin mettent également un certain moment à rejoindre un niveau utile. Ces semaines pour agir sont là, devant nous. Les semaines nécessaires aux politiques pour débattre des moyens de vacciner ne le seront pas. On peut par ailleurs douter de la capacité d’appréciation des politiques si la situation viendrait à changer. Va-t-on de nouveau faire intervenir les habituelles considérations anecdotiques et dilatoires, se baser sur les indicateurs trop tardifs comme les admissions en soins intensifs qui ne représentent que le sommet de l’iceberg, une fois une nouvelle vague en marche.

La possibilité réelle d’une nouvelle flambée est bien mentionnée dans la mise à jour du rapport des experts mais noyée dans une multitude d’hypothèses et de modélisations, certes de grande qualité mais rendues peu lisibles. Il n’étonnera personne que le monde politique n’en ait retenu que les plus optimistes. Ce jeu-là nous a déjà coûté vingt ans dans la lutte contre le dérèglement climatique.

La chose la plus décevante dans la mise à jour du rapport des experts, présentée le 5 juillet, est son revirement à 180 degrés par rapport à l’obligation sectorielle. On pense le vaccin actuel peu trop peu efficace contre la transmission. Or, si on retient une efficacité anti-transmission au alentours de 25 pour cent, par une estimation très approximative, le vaccin actuel ferait monter la protection collective dans les cliniques et maisons de retraite à cinquante pour cent si l’ensemble des soignants était vacciné. Le verre est-il à moitié plein ou à moitié vide ? Qui plus est, les prochaines semaines verront l’arrivée de des vaccins mieux adaptés aux souches circulantes donc possiblement beaucoup plus actives sur la transmission. Dans le rapport, aucune mention n’est faite d’alternatives, comme l’amélioration de la qualité de l’air circulant dans les environnements hospitaliers, une mesure efficace contre la transmission virale et bénéfiques à de nombreux autres égards.

Ainsi, les experts eux-mêmes s’empressent à fournir des arguments pour se faire battre en retraite. En effet, de nombreux arguments supplémentaires auraient pu être avancés en faveur de l’obligation vaccinale des soignants : Leur devoir d’exemplarité, l’impérieuse nécessité de ne pas transmettre le virus dans certaines situations à risque, le respect dû au patient et à son intégrité physique. Finalement, l’hypothèse d’une action efficace de la vaccination contre l’absentéisme est elle-aussi recevable dans ce contexte. Les vaccinés sont moins malades et récupèrent plus vite : la charge de travail est mieux gérable. Bien évidemment, des études précises sur ces questions se font attendre, mais leur absence ou la présence uniquement partielle de données auraient tout aussi bien pu permettre aux experts de camper sur leur position initiale, en attendant des conclusions d’études à venir, à l’instar de leurs collègues dans un certain nombre de pays voisins qui, eux, n’ont pas abandonné le principe de l’obligation pour les soignants. Le retour en arrière des experts luxembourgeois indiquerait-il une négociation interne, ou le gouvernement aurait-il tiré des lignes rouges au préalable ? Pour preuve de ce soupçon, on peut mentionner le fait que les deux versions du rapport n’examinent pas le problème de l’absence de données précises sur les raisons du refus vaccinal, ni les chez les professionnels (mais où des données nous viennent des pays voisins), ni chez les vingt pour cent de non-vaccinés dans la population globale. Pour éclaircir ces problèmes, les moyens ne manquent pourtant pas à la « Research Task Force ». Des méthodologies en sciences sociales

existent, et sont disposition de chercheurs spécialisés. Dans ce contexte, on peut être surpris par la recommandation des experts de lancer encore davantage de campagnes d’informations auprès du personnel soignant en faveur d’une mesure qu’ils viennent de décrédibiliser et qu’ils ne savent cibler suffisamment.

Finalement le piège de l’alibi scientifique s’est refermé sur eux une deuxième fois. Il est clair que le monde politique, majorité et opposition confondues, dont les prises de position à la Chambre semblent tous calquées sur le même briefing, a commandité une mise à jour du rapport afin d’instrumentaliser celui-ci dans leurs buts. Le déni est digne d’une opérette. Le respect devant la parole scientifique est très faible, il se limite à une rhétorique polie. En fin de compte, chacun se sert de son appréciation propre sur la virulence du virus sans suivre les données objectives.

En présentant de bonne foi une synthèse des travaux actuels de grande qualité, mais en mettant l’accent sur une – certes très relative – innocuité des souches Omicron, tout en ignorant un grand nombre d’aspects non biologiques en faveur de la vaccination obligatoire, le conseil des experts a fait le jeu du gouvernement. Celui-ci ne veut ni d’un débat interne exposant ses contradictions, ni d’un débat sociétal plus large réveillant les organisations de charlatans.

L’extraordinaire retour de veste des politiques s’accompagne régulièrement de l’invocation de la proportionnalité. Mais on peut tout à fait douter du bien-fondé de ce principe dans le débat sur la de vaccination obligatoire. Quelle est donc la dimension de la proportionnalité entre effets bénéfiques des vaccins (vingt millions de vies sauvées dans le monde, utilisation d’un produit parmi les plus sûrs jamais mis sur le marché) et la violation de l’intégrité physique d’un individu ? Soyons sérieux : l’administration d’un vaccin n’est autre que la reproduction ciblée d’un phénomène biologique qui se déroule des centaines de milliers de fois par jour dans un organisme construisant son immunité afin de survivre. Notons que le jugement de la Cour Européenne des Droits de l’Homme ne considère ce principe que pour la relation entre le refus de la vaccination et les sanctions, ce que personne ne contestera.

Finalement, une intention bien fondée s’est transformée en eau de boudin. D’abord, parce que notre classe politique n’est pas capable d’accepter un débat scientifique de qualité. Beaucoup de travail semble encore nécessaire pour rapprocher la science de la politique, notamment par une politique de l’expertise scientifique qui n’a pas trouvé son heure de gloire lors du Covid. Le fait que très peu d’élus disposent d’une formation scientifique suffisamment avancée n’aide en rien. Pas plus que certains scientifiques affichant leurs ambitions politiques en se basant sur leur soudaine notoriété. L’autre vérité, c’est que cette classe ne peut accepter ni le principe de précaution, ni le principe de prévention, qui y est lié.

Ainsi, très récemment, le ministre de l’Économie n’a pu s’abstenir d’aller inaugurer une fabrique de cigarettes, alors même que le tabagisme tue chaque année des centaines de nos concitoyennes et concitoyens. Preuve s’il en est que l’intégration de la santé dans les politiques publiques, pourtant insérée par les traités européens, a encore beaucoup de chemin à parcourir. ●

Michel Pletschette est médecin spécialiste en microbiologie, virologie et épidémiologie des infections, attaché au département des maladies infectieuses et tropicales du Centre Médical de l’Université de Munich

Un lieu, un lien

« Dis-moi à quel lieu tu appartiens et je te dirai qui tu es... », ainsi pourrait être conté le début du projet de recherche artistique *Remix Place*. À moins que ce ne soit pas : « Si nous appartenons aux mêmes lieux, nos histoires se ressemblent-elles ? » L'art et la science, réunis par ce projet, interrogent, documentent et apprécient les lieux donnés comme un lien d'identité (inter)culturel. Des artistes internationaux, des chercheurs de l'Université du Luxembourg, des habitants de la région du Minett ainsi que des frontaliers français sondent ensemble l'identité et le sentiment d'appartenance de ceux qui ont élu les Terres Rouges pour domicile. Pour eux-mêmes, pour l'Histoire, mais avant tout pour le public du pays et de l'étranger, désireux d'interroger leurs propres rapports aux lieux. Les porteurs et les acteurs de *Remix Place* présentent, ce week-end, le deuxième volet de leur aventure qu'ils qualifient de « scientifique, esthétique et émotionnelle ». Ainsi la recherche

multidisciplinaire, entamée pour l'exposition itinérante du même nom, qui a combiné la géographie, les études théâtrales et la photographie, mais désormais finie, renaît sous la forme du théâtre documentaire, intitulé *So mir : à quels lieux tu appartiens ?* L'écriture de cette pièce faisait partie du processus de la recherche. Selon l'auteure et la metteure en scène, Monika Dobrowlanska, la pièce pose « un regard approfondi sur les histoires de vie des gens » de la région d'Alzette-Belval. « En parcourant des époques, des origines et des points de vue différents, la région se révèle d'être un jeu de destins et de cultures », constate Dobrowlanska. La représentation trilingue est jouée par des acteurs professionnels et des habitants de la région. Ensemble sur scène, ils sillonneront le lieu qui les lie (Photo : Uni.lu). La première a lieu ce vendredi, sur le Campus de Belval, dans la Maison des Arts et des Étudiants. Les décors et les costumes ont été créés par Ekaterina Skladmann, le son par François Martig. ^{ai}



14



Tribulations de soi

Le Trois C-L monte une tribune de danse sur le Plancher des Coulées de Belval : *Tribune / Dance Your Self!* De ce podium, six chorégraphes luxembourgeois et lituaniens exprimeront leur vision de l'être humain et des courants subconscients qui le traversent. Les trois soirées de représentation, entre les 4 et 6 août, donneront forme au questionnement de soi. Agniete Lisickinaite et William Cardoso ouvrent le festival avec leurs chorégraphies respectives *Hands Up* et *Raum*. Dans la première, la chorégraphe et interprète Lisickinaite remet en question « la culture de la protestation et son association à une forme de vertu ». William Cardoso, quant à lui, crée un lieu de rencontre

où les démons se confrontent à une volonté d'équilibre. « *Raum* est un espace de libération, de prise de parole, un réceptacle d'un cri longtemps étouffé », lit-on dans l'annonce. La pièce est interprétée par Cheyenne Vallejo et William Cardoso. En seconde soirée, Grete Smitaite et Giovanni Zazzera poursuivront sur scène du Plancher des Coulées avec leurs créations *Cracks* et (*di*) *Sperare*. La première pièce aborde « la complexité de l'être humain comme une entité multiple ». Dans (*di*) *Sperare*, Giovanni Zazzera interroge les croyances et leur impact sur les individus et la société ». Ses interprètes sont Enora Gemin et Patric Neves Lindström, la musique est de Damiano Picci. *It's not your dream* de Vilma Pitrinaite et *What does not belong to us* de Sarah Baltzinger marqueront la dernière soirée de la tribune. La chorégraphe et interprète Vilma Pitrinaite explore dans sa pièce le « processus de rébellion et les conditions de son apparition ». En se démarquant de l'héritage, la chorégraphe Sarah Baltzinger cherche, à travers sa création *What does not belong to us*, à déconstruire l'image de la masculinité. Elle est interprétée par Brian Ca et Nick Liestal, sur une composition musicale de Guillaume Jullien. ^{ai}

Terre-à-terre

Le projet *Down to Earth* de Francelle Cane et Marija Maric a été retenu à l'unanimité par

le jury de l'appel à candidatures pour la réalisation du pavillon luxembourgeois de la 18^e Biennale d'Architecture de Venise 2023. La proposition gagnante a pour l'ambition de questionner une société entraînée dans une conquête autant exploratrice qu'utilisatrice des ressources extra-terrestres. Portée par une scénographie sobre, articulée autour d'une maquette de la Lune, d'une collection d'essais « à emporter » par les visiteurs et de trois vidéos narratives, le projet est conçu comme une invitation au public de s'emparer du sujet. Les curatrices entendent faire résonner dans le futur pavillon luxembourgeois des récits qui sous-tendent l'économie créée par l'exploitation spatiale. Leur approche fait écho au thème énoncé de la 18^e édition de ce grand rendez-vous d'architecture internationale, « Le laboratoire du futur », choisi et ardemment défendu par la curatrice de la Biennale de Venise, Lesley Lokko. Elle conçoit le laboratoire vénitien comme un atelier collaboratif, comme un temps et un espace spéculatifs, ciblés sur l'apport de l'architecture au monde. L'interrogation sur l'espace et l'espèce humaine est au centre du projet *Down to Earth*. Elle est particulièrement pertinente pour le Luxembourg, qui se targue d'être « l'étoile montante de l'industrie spatiale », « le pionnier de l'exploration et de l'utilisation des ressources spatiales ». Mise à part l'échelle nationale, cette interrogation pose une question de portée universelle : « Quel monde fabrique-t-on en repoussant des limites des espaces colonisés et exploités par l'homme hors de la Terre ? » Les visiteurs du pavillon

national pourront assembler un début de réponse dès le printemps prochain, à l'Arsenale de Venise. ^{ai}

Emperor of darkness

„Some people say it's just rock and roll / oh but it gets you right down to your soul / you've just got to keep on pushing / push the sky away.“ Seine tiefe, theatrale Stimme umgarnt einen wie kaum eine andere. Nick Cave muss man Liebhabern wohl nicht mehr vorstellen. Als gebürtiger Australier, der nach Stationen in Brasilien und West-Berlin seit Jahren in England lebt, steht er seit mehr als vier Jahrzehnten als Papst des Post-Punks und Rock'n'Rolls auf den Weltbühnen. Mit Blixa Bargeld von Einstürzende Neubauten verausgabte er sich in den 80er-Jahren in den verqualmten Klubs des entfesselten West-Berlins, seit 1984 hat er mit Nick Cave and the Bad Seeds 17 äußerst eklektische Studioalben, zuletzt das bezaubernde *Ghosteen* (2019), veröffentlicht. Bekannt für seine konfrontative Bühnenpräsenz hat der schwarzhaarige, vampir-artige Sänger in den letzten Jahren – nach dem tragischen Tod



seines 15-jährigen Sohnes – mit Conversations with Nick Cave auch Solo-Konzerte eher intimistischer Natur gespielt, in denen er sich Fragen des Publikums stellte und offen über seine Trauer, sein Leben und das oftmals nervenaufreibende Lampenfieber sprach. Ganz so gemütlich wird es in der Rockhal wohl nicht hergehen, wo Nick Cave und seine Bad Seeds nächsten Dienstag zum vierten Mal spielen werden – entgegen sollte man sich es dennoch nicht. Tickets 68 Euro. ^{sp}

Die Sonne Bonnewegs

Für all jene, die aus welchem Grund auch immer nicht mit einem Ricard in der Hand in einer Strandbar in Avignon oder Aix-en-Provence oder auf einer Piazza in der Toskana sitzen, haben sich die Booker der Rotondes im Rahmen der alljährlichen Congés Annulés wieder ins Zeug gelegt. Ein paar coup de coeurs: Bei der heutigen Opening night werden unter anderem King Khan und the Shrines defilieren, eine zugegebenermaßen ziemlich funky Berliner Band, die psychedelischen Garage-Rock spielt („hypersexual Gospel“ heißt es verheißungsvoll im Ankündigungstext) und deren Frontman King Khan ein Penchant für halbnackte Performances hat. Weiter geht es am morgigen Samstag mit C'est Karma, der 20-jährigen Karma Catena, die sich samt ihrer markanten Stimme selbstsicher in einem emotionalen Elektro-Universum bewegt und darin ihrer Liebe zu Pasta

desöfteren Ausdruck verleiht. Mehr junge und weibliche Luxemburg-Sounds dann auch am 4. August mit Francis of Delirium. Wenn Sängerin Jana Bahrich „Quit fucking around“ ruft, eingerahmt von gut sitzenden Riffs, horcht man auf. Der Sound transportiert in Seattles Grungeszene der 90er-Jahre, als Bahrich noch nicht auf der Welt war – und ist zumindest zum Teil ihrem 30 Jahre älteren Bandkollegen Chris Hewett geschuldet. Ein Glücksgriff auch die australische Singer-Songwriterin Grace Cummings (21.08) und ihre eindringliche, Joni Mitchell ähnelnde Stimme. Im Frühjahr brachte die Sängerin aus Melbourne mit *Storm Queen* ihr zweites Album mit mehr souligem, theatralem Folk heraus. Neben Newcomern bestücken aber auch alteingesessene Acts das Programm: die Post-Rock-Ikone Mono aus Tokyo etwa (17.08) oder das amerikanische Math-Rock-Duo Battles (16.08). Ganz im Sommerspirit auch die Aktion Urlaub zuhause, bei der man am 14. August ein urbanes Picknick in den Rotondes zu sich nehmen kann, inklusive Crémant, Käse, Salat und anderen Leckerlis. Das Kaleidoskop der Congés Annulés entfaltet sich bis zum 24. August, Tickets für die genannten Abende liegen zwischen 5 (Opening Night) und 22 (Mono) Euro. ^{sp}

Au château médiéval

Faire monter sur scène la jeunesse, les étoiles montantes de l'univers musical luxembourgeois, dans un

cadre « instagrammable », c'est la proposition du premier Clervaux Castle Summer Music Festival. La vision de mettre des jeunes artistes dans un cadre historique est celle de la Commune de Clervaux et de la maison régionale de la culture Cube 521. Elles s'associent et montent le premier festival en plein air sous les tours de l'imposant Château de Clervaux. Reggae, punk, jazz, pop, country, électro, indie-pop, funky rock, ... tous les vendredis et samedis soir jusqu'au 20 août, avec des projections des films en plein air. A l'affiche du festival, dès ce soir, on trouve le groupe Kid Colling Cartel, qui mélange le blues rock et le funk. Suivie le lendemain d'un concert indie-pop intimiste de Hannah Ida et la projection du film *Bohemian Rhapsody* vendredi prochain. Les week-ends suivants, la scène accueillera du jazz moderne du Quatuor Veda Bartringer qui offrira au public des sons rythmiques et énergiques avec d'autres plus calmes et plus chantants, et sur le grand écran on poursuivra la fête estivale avec le musical *West Side Story*. A moins qu'on ne préfère, le surprenant *brassband* Hunneg Strépp dont la musique fait autant danser que renverser les présupposés sur la musique de fanfare. Au festival aussi, le nouveau venu Screaming Fields Artiste ou, en clôture du l'électro-pop chaud et atmosphérique du trio germano-luxembourgeois Say Yes Dog. Les cocktails musicaux et visuels « made in Cliëref » se suivent et ne se ressemblent pas. ^{ai}

BEGEGNUNGEN AM MINETTTRAIL (2)

Warten auf die Rotkehlchen

Franziska Peschel

Seit zwei Wochen ist der Bobësch zwischen Käerjeng und Sanem besetzt. Das Kollektiv Bobi Bleift! hat zwischen den Bäumen ein Camp aufgeschlagen, um gegen die im Wald geplante Umgehungsstraße zu protestieren. Ein Widerstand, der keinen schnellen Erfolg verspricht

9.30 Uhr. Zwischen dem Laub singen Vögel, gedämpft klingt die ferne Straße durch die Bäume, über unseren Köpfen knackt Holz, geht ein Reißverschluss auf. Ritsch. Zwei Waldbesetzer liegen noch auf der Plattform, obwohl sie schon seit drei Stunden wach sind. Wenig später klumpert Metall und einer der beiden seilt sich ab. Susie bleibt noch ein paar Minuten oben, hängt sich ins Seil. Nur ein mit roten Mückenstichen übersätes Bein baumelt vor dem Stamm in der Luft, dahinter ein helles Lachen. Sie versucht, die Knoten zweier Seile zu verstellen, denn die Plattform hängt etwas schief, sodass ihre Füße nachts höher liegen als der Kopf. Andere Waldbesetzer sind am Morgen schon los zur Arbeit. Ameise sitzt auf einer Matte im Waldwohnzimmer. Die Augen noch verquollen vom Schlaf, die Füße ausgestreckt, die Kapuze des schwarzen Pullovers über dem Kopf, häkelt Ameise eine Decke aus Rot-, Rosa- und Orangetönen. Bald geht die Wolle aus. Susie und Ameise sind ihre Camp-Namen, sie wollen anonym bleiben, denn ihre Aktion ist illegal. Das Wohnzimmer besteht aus einem moosbewachsenen, unebenen Baumstumpf, darauf Insektenspray, ein halbes Ciabatta, eine Verbandstasche, ein Glas mit Studentenfutter, ein paar karierte A4-Zettel. Rund herum liegen Totholzbaumstämme, sie dienen als Sitzbänke, ein Campingstuhl, ein Haartrimmer. Bald sitzen alle drei in Kapuzenpullis um den Baumstumpf, reden über Tagesplanung und Zeckenbisse. „Ein Rotkehlchen“, sagt Susie und unterbricht ihren Satz. Neben uns reckt der kleine Vogel seinen roten Hals in die Höhe.

11.10 Uhr. Drei Polizisten tapsen auf das Camp zu wie kurz zuvor das Rotkehlchen – über Wurzeln und Blätter, fast lautlos. Sie drehen den Kopf nach links, rechts und unten. Genauso wie das Rotkehlchen bringen sie das Gespräch ins Stocken. Die drei Aktivist*innen springen auf, greifen nach T-Shirts, um sie sich um den Kopf zu binden, verknoten die Ärmel am Hinterkopf, der Halsausschnitt des T-Shirts lässt nur die Augenpartie frei. Ameise legt rasch einen Klettergurt an, befestigt sich mit Raupenknoten am Seil und zieht sich hoch auf die hintere Plattform, ein Beobachtungsposten. Susie, die ein Camouflage-T-Shirt um den Kopf trägt, duckt sich unter dem Banner am Campeingang hindurch, vor dem die Polizisten stehen bleiben. „Ihr braucht keine Angst zu haben. Wir kommen nur schauen“, schreibt Susie nachher in ihr Heft, es ist das Einzige, was die Polizisten sagen. „11.12 Uhr“ steht auch auf der Heftseite, und dass sie zu dritt kamen.

Sie schreiben alles auf. Auf dem Holzstamm neben dem Tisch liegt eine A4-Seite mit Spalten für jeden Tag. Workshops, Presse Termine, wer ist wann im Camp – all das wird organisiert. Diese Woche hat das Aktionskünstlerkollektiv Richtung22 eine Workshopreihe hier im Wald veranstaltet. Die Themen: Waldfotografie, kritischer Medienumgang, Kommunikation, Revolution. Dieses Wochenende werden Aktivist*innen von Youth4Climate nebenan ein Zeltlager aufschlagen, mit dem Motto „Camping for Climate“. Auf einem zweiten Zettel errechnen sie den Durchschnitt der Bisse, die die Zecken den Waldbesetzern pro Stunde bescheren. Ameise führt mit durchschnittlich 0,15 stündlichen Zeckenbissen: Das kürzlich abgelegte Mathe-Abitur hat Spuren hinterlassen. Jeden Tag suchen sie sich gegenseitig nach lästigen Bissen ab. Seitdem sie Insektenspray nutzen und den Saum der Jeans in dicke Tennissocken stecken, darüber Wanderschuhe anziehen, sind die Zeckenbisse weniger geworden.

Seit zwei Wochen campiert das Kollektiv Bobi Bleift! in einem Abschnitt des Bobësch zwischen Käerjeng und Sanem. Durch diesen Wald soll eine Umgehungsstraße gebaut werden, um den Verkehr auf der Durchfahrtsstraße in Käerjeng zu entlasten. Das Bauvorhaben steht seit vielen Jahrzehnten auf der Agenda von Transportministerium und der Gemeinde Käerjeng. Ebenso alt wie das Bauvorhaben ist auch der Protest dagegen. Die Biergerinitiative Gemeng Suessem (BIGS) und der Mouvement Ecologique haben sich dagegengestellt. Bisher waren alle Proteste erfolglos. Erst vor kurzem ist die Umgehungsstraße wieder im neuen Plan National de Mobilité (PNM) aufgeflackert. Die Waldbesetzung soll nun das Zünglein sein, das die Transportplaner zum Umdenken bewegt. Das Camp im Wald ist die punktuelle Antwort auf eine gewachsene Notlage und ein Protest gegen die Zerstörung der Natur. Damit reiht sich der Bobësch in eine Liste vor allem deutscher Wälder, die ähnliches erlebt haben: der Dannenröder Forst, der Wald bei Trier, der Hambacher Forst. Doch anders als im Hambacher Forst stehen hier noch keine Bagger am Waldrand. Der Knall in Käerjeng soll wirken, bevor es zu spät ist.

Schon vergangene Woche waren drei Rotkehlchen vorbeigekommen, in Gestalt der Administration de la Nature et des Forêts (ANF). Die ANF kontrollierte, ob die Waldbesetzer gegen Naturschutzgesetze verstoßen. Mehr sagten auch sie nicht, flatterten schnell wieder den Weg hinauf und schrieben anschließend in ihren Bericht: „Die negativen Eingriffe in das natürliche Umfeld und die Artenvielfalt sind minimal.“ Das Umweltministerium schloss daraus, dass die Personen vor Ort nicht gegen das Naturschutzgesetz verstießen. Darauf achtet das Kollektiv. Sie nutzen keine Gaskocher, machen kein Feuer, haben eine Recyclingstation

für Mülltrennung eingerichtet, klemmen Teppiche zwischen die Bretter der Plattformen und die Baumstämme, um die Rinde vor Reibung zu schützen.

Ein gutes Jahr lang hat Bobi bleift! Luxemburgs erste Waldbesetzung vorbereitet. Sie sind durch Deutschland gereist und haben dort von anderen Waldbesetzungen gelernt, vom Hambacher Forst und vom Kollektiv Besch bleibt! in Trier, das sich gegen die Autobahnerweiterung „Moselaufstieg“ wehrt. Deutschland hat mehr als 15 solcher Waldbesetzungen in den vergangenen Jahren erlebt. Hambi bleibt! war die spektakulärste. 2012 baute das Kollektiv im Hambacher Forst zwischen Köln und Aachen die ersten Baumhäuser auf, um sich der Rodung durch den Energiekonzern RWE entgegenzustellen. RWE will dort Braunkohle fördern. Immer wieder wurde das Camp von der Polizei geräumt, oft eskalierte die Situation gewaltsam und wenig später wurde das Camp wieder aufgebaut. 2018 sollte ein großer Polizeieinsatz, von der nordrhein-westfälischen Landesregierung angeordnet, das Chaos beenden. Dabei kam ein Journalist ums Leben. Kurz darauf stoppte ein Gericht die Rodung auf Eilantrag vorübergehend. Seitdem hängt die Entscheidung in den Instanzen der Gerichte fest. Das Ziel des Protests hat sich in den Jahren vom Hambacher Forst hin zu einem generellen Widerstand gegen die Braunkohle entwickelt. In Frankreich haben ähnliche Bewegungen etwa zeitgleich wie in Deutschland angefangen. Die Zones à Défendre (ZAD) haben 2010 mit dem Widerstand gegen den Bau des Flughafens Notre-Dame-des-Landes im Norden von Nantes Einzug gehalten. Die Pläne für den Flughafen wurden schließlich 2018 fallen gelassen. Inzwischen haben Aktivist*innen im ganzen Land verteilt weitere ZAD errichtet. Erfahrungen aus den Nachbarländern sagen voraus: Susie, Ameise und die anderen Waldbesetzer können sich auf einen langen Winter einstellen. Die Aktivist*innen im Hambacher Forst waren neun Jahre vor Ort, einige sind es immer noch.

Darauf sind sie vorbereitet. „Nächstes Jahr sind ja auch Wahlen“, sagt Susie. „Da sehen wir eine Möglichkeit, dass sich an dem Plan für die Umgehungsstraße noch etwas ändern wird.“ Einige der Aktivist*innen sind noch in der Schule, andere suchen zurzeit nach einem Studienplatz, verlassen zum Semesterbeginn voraussichtlich Luxemburg. In den kommenden Monaten müssen sie Anhänger gewinnen. „Wir hoffen, dass es Menschen gibt, die das hier dauerhaft übernehmen können“, sagt Ameise. Fast täglich beantworten die Waldbesetzer mittlerweile Presseanfragen, sodass das Thema



Widerstand im Wald: das Camp im Bobësch

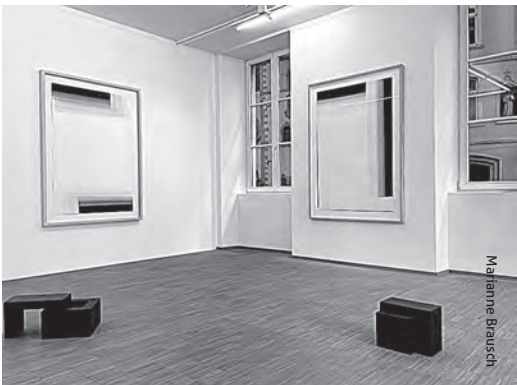
Anders als im Hambacher Forst stehen hier noch keine Bagger am Waldrand. Der Knall in Käerjeng soll wirken, bevor es zu spät ist

bald auch im ganzen Land angekommen sein dürfte. „Das ist nicht Lokalpolitik“, sagt Ameise. „Das betrifft uns alle. Die Klimakrise betrifft alle.“ Auf Waldrundgängen bringen sie, gemeinsam mit der BIGS und anderen Naturschutzvereinigungen, Interessierten das ökologische Biotop des Bobësch nahe. Sie veranstalten offene Treffen und Workshops im Wald. Mit dem Konzept der offenen Treffen haben die Aktivist*innen im Hambacher Forst viele Unterstützer herangezogen. Susie freut sich über das Interesse der Anwohner: Viele Väter mit Kindern kämen, um ihren Kindern das Camp zu zeigen und sich auszutauschen. „Es sieht gerade aus, als hätten wir große Unterstützung in der Gesellschaft. Da könnte ein Umdenken kommen“, hofft Susie.

Auf institutioneller Ebene bleibt es trotz des medialen Aufwinds ruhig. Wegen des Camps im Bobësch hat bisher noch kein Politiker, Polizist oder Kommunalbeamter seinen Sommerurlaub abgebrochen. Sie schicken nur die Rotkehlchen, die kaum einen Satz herausbringen und ohne Gruß wieder davonschleichen. Niemand sucht den Dialog mit dem Kollektiv, Partizipation war bei dem Thema nie erwünscht. Dabei trägt der Wald als Teil des Minett seit zwei Jahren das Label UNESCO Biosphäre, ist Teil eines internationalen Netzwerkes, das das Ziel hat, gemeinsam Lösungen zu entwickeln, die die Bedürfnisse von Mensch und Natur gleichermaßen vertreten. Ebenso hebt das Transportministerium in seiner Werbekampagne für den PNM die Bürgerbeteiligung als zentrales Werkzeug hervor. In Käerjeng mussten die Bürger ihre Beteiligung aufzwingen, bisher jedoch ohne ernst genommen zu werden. „Seit Jahrzehnten wird versucht, diese Umgehungsstraße mit allen bekannten Mitteln zu bekämpfen“, sagt Ameise. „Wir machen das, weil alles andere nichts gebracht hat.“ Der große Unterschied zum Hambacher Forst: Die Bedrohung ist bisher nur auf dem Papier. Bobi bleift! ist ein Warncamp, ein Protest, der nicht eine unmittelbar bevorstehende Bedrohung verhindern möchte, sondern ein Mittel, das Interesse der Öffentlichkeit auf das Thema zu richten. „Wenn noch keine Firma bezahlt ist, noch keine Gesetze erlassen sind, ist es einfacher, ein solches Projekt aufzuhalten. Wenn die Bagger da stehen und vielleicht schon einen Teil des Waldes niedergemacht haben, ist es schwer das zu stoppen“, erklärt Ameise. Mit dem Gedanken orientieren sie sich an den Trierer Aktivist*innen. Im Hambacher Forst standen die Bagger am Waldrand, ein Notfall, der eine Notfallintervention verlangte. Doch ebenso ist, in den Augen der Umweltschützer und Klimaaktivisten, die Klimakrise zu einem Notfall angewachsen. Der Bobësch steht für alle Wälder. ●

ART CONTEMPORAIN

Let’s get lost



Bandau chez Nosbaum-Reding

Un diptyque et une série de cinq aquarelles en un dégradé de jaune. Ce sont les seules aquarelles en couleur de la série Schwarz-Aquarelle que la galerie Nosbaum Reding présente sous le titre Transparente Verdichtung. C’est la première exposition monographique qu’elle consacre au peintre allemand Joachim Bandau.

Ce n’est pas parce que l’artiste est aujourd’hui âgé de 86 ans (il est né à Cologne en 1936), qu’il s’adonne à cette technique légère où il économiserait ses gestes. Diplômé de l’académie des Arts de Düsseldorf – comme Imi Knoebel, dont on pourrait si cela était nécessaire rapprocher son travail minimaliste – il a réalisé dans les années 1970, des œuvres de grande dimension en polyester et fibre de verre évoquant le mouvement humain et différentes postures debout ou assises 5 *Kabinenmöbel* présentées à Cassel en 1977.

Des aquarelles rigoureuses où on peut se perdre. Le temps de l’été à la galerie Nosbaum-Reding

Mais Joachim Bandau abandonne l’expression biomorphe, à la mode dans les années 1970 et ses premières compositions translucides de couches de noir superposées à l’aquarelle remontent à 1983. Il ne déviara plus du minimalisme abstrait, qui, à bien y regarder, a la légèreté de la matière, de feuilles, posées sur le grain épais du papier Arches. « Les oeuvres s’apparentent à des pellicules de film ou des échantillons de textiles » dit le texte de présentation de Transparente Verdichtung. Joachim Bandau fait de l’art en mouvement.

Dans la galerie sont éparpillées quelques « boîtes » géométriques de deux volumes assemblés, qui jouent sur le mécanisme d’assemblage et d’inclusion. Les Bunker font partie d’un travail commencé à la fin des années 1970. On peut les rapprocher des aquarelles où seul les bords sont travaillés comme les arrêtes des pièces au sol. Mais les traits et les barres jouent le vide contre l’opacité. C’est une délimitation d’un rectangle sur le papier. Ailleurs, des fines couches superposées, qui finissent par former un noir opaque, semblent glisser. Les rectangles s’échappent du cadre, se poursuivent, dansent. Mouvement qui atteint son sommet dans la série Schwarz-Aquarelle (yellow). ● Marianne Brausch

Transparente Verdichtung – Joachim Bandau est à voir jusqu’au 17 septembre prochain. Galerie Nosbaum Reding, 4 rue Wiltheim à Luxembourg-ville. Ouvert du mercredi au samedi de 11.00 à 18.00 heures.

Liebenswerte Klischees

Claire Schmartz

„boy meets girl“ heißt der neue Roman der Spiegel-Bestseller-Autorin Julia Holbe

Boy meets girl: So simpel und zugleich vage ist der Plot des neuen Romans von Julia Holbe. Doch bevor wir in die Geschichte eintauchen, müssen wir vielleicht zuerst mit zwei Tatsachen aufräumen, die dazu geführt haben könnten, dass eine der erfolgreichsten luxemburgischen AutorInnen bisher kaum in der Luxemburger Literaturszene wahrgenommen wurde, geschweige denn zu sehen war. Erst mit einem ins Digitale verlegten Gespräch auf dem Blauen ZDF-Sofa mit Susanne Biedenkopf, das eigentlich im Rahmen der Leipziger Buchmesse geplant war, tauchte sie in der luxemburgischen Bubble auf.

Ob sich die KritikerInnen hierzulande am liebsten mit schwerer, ernsthafter und komplexer Literatur auseinandersetzen und darüber hinaus das Buch als Ort für Geschichten, die tatsächlich gelesen werden, vergessen? In Holbes Fall wird ihr Buch von Tausenden LeserInnen gelesen, schaffte sie es doch mit ihrem ersten Roman *Unsere glücklichen Tage* auf die Spiegel-Bestseller-Liste. Das

Müsste man zweitens vielleicht endlich mit dem lieblosen, wenn auch oftmals naheliegenden Oberbegriff der „Frauenromane“ aufräumen, dem stets ein naserümpfendes Von-Oben-Herab anhängt?

sprengt den Rahmen einer für einen luxemburgischen Verlag erdenklichen Auflage. Müsste man zweitens vielleicht endlich mit dem lieblosen, wenn auch oftmals naheliegenden Oberbegriff der „Frauenromane“ aufräumen, dem stets ein naserümpfendes Von-Oben-Herab anhängt? Und differenzieren zwischen guten Liebesgeschichten und lieblos hingeklatschten, unreflektierten und immer auf ein Happy-End zustürzenden Geschichten ohne Sinn und Verstand; mit Figuren, die nichts mit der Realität zu tun haben? Diese Bücher mit Covern voller Lavendel oder bunten Fischerbooten vor gleißend blauem Meer, die die Büchertische fluten und die so austauschbar wirken wie die Pseudonyme ihrer AutorInnen? In denen alle Frauen liebesbereit, liebestoll und liebessuchend und alle Männer gutaussehend sind, die Frauen 0815-romantische Dates ausführen und dabei stets erwähnt wird, wer die Rechnung zahlt.

Aber wenn nun eine Liebesgeschichte anders geschrieben ist – bei allem Kitsch und aller Romantik – mit Figuren und Dialogen, die echt klingen (und natürlich oft allzu perfekt sind) –, wenn dabei ernste Fragen gestellt werden und sie auch ernst beantwortet werden, wird selbst aus einem romantischen Buch viel mehr als bloße Strandlektüre. (Übrigens ein weiteres Klischee über Bücher, die Frauen und Beziehungen zum Thema haben. Liest der Mann am Strand denn etwa nichts? Wir wissen natürlich, dass tendenziell mehr Frauen Bücher lesen als Männer – aber wieso werden dann ausgerechnet Krimis, zahlentechnisch die tatsächlich am meisten von Frauen gelesenen Bücher, nicht auch als solche vermarktet?)

Das Set-Up in Holbes *boy meets girl* ist denkbar einfach und erwartbar: Nora findet nach einer Dienstreise ihres Mannes in seiner Schmutzwäsche einen Schlüpferr, der nicht ihr ge-

hört. Es ist der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen bringt und sie nach Jahrzehnten der Ehe, des Durchhaltens und Verdrängens dazu bringt, sich die große Frage zu stellen, was sie eigentlich vom Leben und von der Liebe noch erwartet. Sie ist zwar erfolgreiche Paartherapeutin, aber in ihrer eigenen Beziehung war sie nicht sonderlich erfolgreich. Sie beschließt, ihr Leben zu ändern. Aber was will sie, wohin soll es gehen? Und mit wem? Zwischen kleinen Dates, alten Freundschaften und neuen Bekanntschaften stehen vor allem ihre Fragen über das Leben, die Bedeutung der Zeit und der Nähe zu Mitmenschen im Fokus. Und ja, natürlich greift der Roman auch auf einige Stegreif-Versatzstücke zurück, denn: boy meets girl, Nora meets Männer. Mit den Worten ihres alten Freundes Yann, der sich auf eine Anekdote von Alfred Hitchcock bezieht: „Aus ein und derselben Geschichte kann man immer beides machen, eine romantische Komödie und ein Drama. Der Ausgangspunkt ist immer derselbe: Boy meets Girl.“

Doch diese Geschichte ist anders. Wieso? Weil hier nicht eine zielstrebig auf Happy-End zulaufende platte Liebesgeschichte erzählt wird, ohne dass es eine Fast-Forward-Taste gäbe. Weil es trotzdem um Liebe geht, die Suche nach ihrer Definition, den eigenen Wünschen und Erwartungen. Weil bei aller Romantik und Liebesgeschichte auch Lebenserfahrung gilt und die Figuren nahbar und trotz Coolness irgendwie echt sind. Weil hier vor allem eine Suche nach sich selbst beschrieben wird, die Fragen über das Leben stellt. Weißwein gibt es dabei trotzdem, Reisen nach Paris, Märkte und Kasetheken, Flanieren und kitschigen warmen Sommerregen, der sich gut anfühlt auf der Haut. Aber wenn Sie keine Scheu haben vor Liebesgeschichten, dann finden Sie in boy meets girl eine kluge, liebevoll geschriebene Lektüre für den Sommer. ●

BANDE DESSINÉE

Un récit entre chien et loup

Pablo Chimienti

Avec La Mauvaise heure, le duo Angel-Schlesser rend hommage à l’expressionisme allemand, et particulièrement à M. le maudit de Fritz Lang

Je suis né dans un pays de calotins, un pays qui pue le renfermé.../ et que j’ai dû quitter parce que j’avais rendu grosse l’épouse du directeur de mon lycée. J’ai parcouru le monde mais je ne suis resté nulle part » nous apprennent les didascalies de la première page de cette *Mauvaise heure*, troisième album commun du duo luxembourgeois : Jean-Louis Schlesser (scénario) et Marc Angel (dessin) après *Le Yas* en 2015 et *Le Retour du Yas* en 2017.

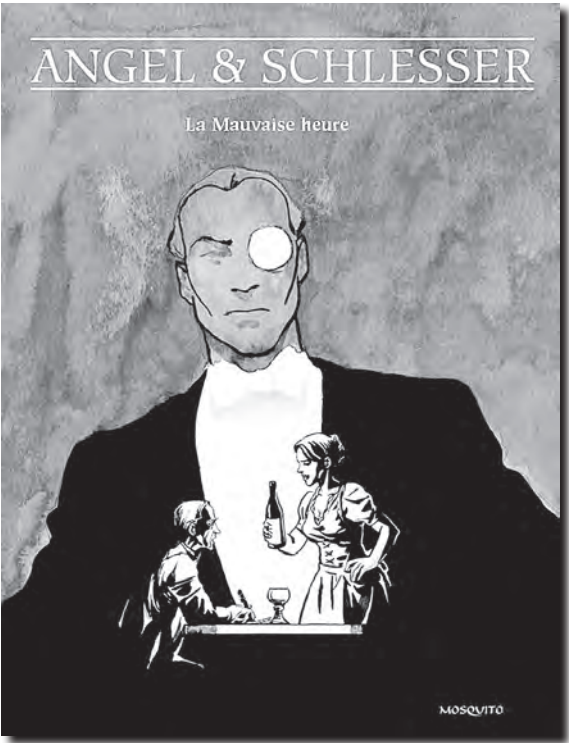
Et pendant que les didascalies offrent au lecteur les pensées d’un personnage à découvrir, les images nous montrent de jolies collines, de beaux petits villages, des vignes à perte de vue et quelques rares paysans au travail, qu’ils soient hommes, femmes ou enfants en culottes courtes. Un paysage idyllique dont le calme n’est troublé que par le passage du train dans lequel voyage cet homme solitaire. « Maintenant j’habite sur les rives du Lac de Constance et je viens de remonter le Rhin pour rencontrer ici, dans cette taverne, un excellent ami, un vieux salaud de communiste » nous apprend-il un peu plus tard, sous le brouhaha d’une bande de soiffards qui font la fête dans une pièce de la taverne.

En attendant son ami, seule la serveuse, Lore, s’intéresse, un peu, à ce personnage étonnant préférant le vin à la bière et la compagnie de son petit calepin et de son stylo à celle des autres personnes présentes dans l’établissement. Malgré les « Ein Prosit, ein Prosit der Gemütlichkeit » ou les « Fröhlich weilen wir beisammen... » scandés à tue-tête dans la pièce attenante, l’homme, qui a vécu de sa plume toute sa vie, se met à écrire : « Une histoire d’amour, d’innocence et dépravation en des temps de peste ». Sans trop savoir dans quoi elle s’engageait, la candide serveuse lui demande de faire d’elle un de ses personnages. La voici transformée en Perla.

Le style réaliste et le noir et blanc ultra contrasté du récit laisse place à un dessin plus libre, expressif, avec différents niveaux de gris. Un dessin au lavis pour un voyage dans le passé. « L’époque était celle de tous les dangers » explique l’auteur, « Le monde sortait du chaos, mais comment ignorer les symptômes du désastre à venir ! Danser au bord d’un précipice devint une habitude ». Nous voilà plongés dans une boîte de jazz enfumée, seuls quelques nazillons aux cris de « Heil Hitler » viennent perturber cette soirée en devenir. C’est M., homme à l’élégance inimitable et au monocle à l’œil

gauche qui souffle le chaud et le froid. Perla est sa création. C’est lui qui l’a sortie des cabarets de bas étage où elle se produisait jadis, qui l’a sortie de la drogue et qui a fait d’elle une star internationale. Une création qu’il fera monter très haut avant de s’en lasser.

L’hommage à *M le maudit* de Fritz Lang est évident. Dans le nom du personnage comme dans le style expressionniste du récit. Outre le choix monochromatique, auquel Marc Angel nous a habitués depuis *Le Yas*, les ellipses et l’interpénétration entre les deux niveaux du récit, offrent au lecteur une subjectivité assumée qui cherche plus à créer chez lui une réaction émotionnelle qu’à lui donner une quelconque explication objective ou réaliste.



Ils cherchent plus à créer une réaction émotionnelle qu’à donner une quelconque explication objective ou réaliste au lecteur

Un choix qui risque de désarçonner un public non habitué à certaines audaces artistiques mais qui, clairement, donne à cette *Mauvaise heure* toute sa singularité. Certes, la fin est un peu trop abrupte, le scénario un brin tarabiscoté et on a un peu de mal ci-et-là à suivre les choix des personnages – peu importe le niveau narratif, que ce soit celui de l’écrivain et de la serveuse ou celui de M. et de Perla –, mais l’album a un aspect noir plaisant, une atmosphère interlope captivante, des personnages mystérieux et fascinants sans oublier un graphisme hors du commun, brumeux qui attire l’œil.

Une belle série d’atouts finalement, malgré ses quelques imperfections, pour ce premier album du duo Angel-Schlesser publié par l’éditeur indépendant français Mosquito. Un éditeur ouvert à l’international et aux albums différents. « Je suis assez fier de ça », explique à ce sujet le dessinateur. « Mosquito est un petit éditeur, mais un éditeur qui publie beaucoup de grands auteurs que j’adore. Ils ont publié, par exemple, plein de classiques italiens de la BD : Battaglia, Toppi, etc. » Il poursuit : « Je leur ai simplement proposé le projet, comme ça, juste pour voir s’ils pouvaient être intéressés, et ça a marché. Pour moi, c’est comme tirer le gros lot ! » ●

La Mauvaise heure de Jean-Louis Schlesser et Marc Angel. Éditions Mosquito. <https://insitu.blog>

LES COULISSES DE LA MUSIQUE (2)

La musique pour tous selon Pascal Sticklies

Romuald Collard



Pascal Sticklies dirige le département d'éducation de la Philharmonie

Il arrive, très relax, sans costume ni cravate et avec un grand sourire aux lèvres. Si on ne le connaît pas, on pourrait le prendre pour un instituteur ou un comptable qui trainerait dans les parages. Mais non, Pascal Sticklies dirige, depuis 2013, le département éducatif de la Philharmonie Luxembourg et de l'Orchestre Philharmonique

Je fais partie de ces gens qui croient que la musique peut, encore aujourd'hui, faire bouger les choses et les gens

de Luxembourg. Il propose encore, avant de discuter, de nous montrer la grande salle, en rénovation pour la rentrée de septembre. On a beau la voir et la revoir, cette salle reste impressionnante et même à moitié-nue, on ne peut que s'incliner devant sa beauté.

Enthousiasme et compétences

On comprend très vite pourquoi Pascal Sticklies s'occupe de la programmation jeune public. Il dégage un calme et une gentillesse que même un ado qui ne jurerait que par Tupac ou Marilyn Manson ne pourrait que respecter. « Moi, je suis convaincu que la musique classique est faite pour tout le monde et pas seulement pour les adultes. C'est un langage universel qui parle aussi bien aux bébés qu'aux enfants, aux teenagers ou aux jeunes adultes ! »

Avec 170 spectacles estampillés « Jeune public » sur la saison, Pascal Sticklies ne chôme pas et remplit, avec son équipe, une grande partie du programme de l'année. Mais ce n'est pas tout :

avec 15 000 élèves accueillis chaque année, la Philharmonie pousse également le curseur du côté des écoles. Un troisième axe, intitulé « Workshops et ateliers », vient encore compléter la palette de ce passionné de la musique. Un passionné au sens le plus noble du terme et qui se souvient : « Enfant, je n'avais pas vraiment d'idée sur ce que je voulais être plus tard, mais ensuite, après avoir commencé la guitare, j'ai su, dès quinze ans, que je voulais devenir guitariste professionnel. Ensuite, après avoir passé un diplôme de guitariste au Conservatoire Supérieur de Musique, ça a changé et j'ai voulu passer derrière la scène et aider à réaliser des projets artistiques ». Mais pour faire ce job, encore faut-il quelques qualités, n'est-ce pas, Pascal ? « Oui, déjà, avoir de l'enthousiasme, de l'intérêt et des compétences dans la musique, ça aide, bien sûr ! Après, il faut aussi s'intéresser au monde des jeunes... mais de manière vraiment authentique ; savoir ce qu'ils aiment, comment ils fonctionnent, ... Enfin, il faut toujours avoir une exigence sur le plan artistique, proposer la qualité. Et, bien sûr, savoir dialoguer avec les artistes. »

Changer par la musique

On lui demande alors s'il pense que la musique peut, encore aujourd'hui, faire changer les choses. Sur ce point, il n'a aucun doute : « Oui, absolument ! Pour moi, c'est évident parce que tu

mets des personnes qui ne se connaissent pas ou peu et qui doivent créer un univers musical, et bien ils vont apprendre à collaborer, à s'écouter, à fonctionner comme une équipe ; ils apprennent le respect et la créativité et donc, forcément, il y a un impact sur eux. Donc oui, je fais partie de ces gens qui croient que la musique peut, encore aujourd'hui, faire bouger les choses et les gens. » Et il ajoute : « Franchement, ici, le job est fascinant ! Et on vit avec l'idée constante qu'on peut toujours et encore faire plus et mieux... tout simplement car la demande est là et les retours que l'on a sont excellents. »

Homme de conviction et musicien artiste par le passé, il sait ce que cela fait de se retrouver sur le devant de la scène, comme les artistes qu'il reçoit tout au long de la saison. Pascal Stiecklies précise : « Oui, je suis content d'avoir finalement eu cette expérience, car ça m'aide à mieux comprendre les artistes que l'on accueille ici. » Des artistes qui vont, qui viennent et qui, parfois, le font bien rigoler. Surtout un en particulier : « Je me souviens d'un artiste de Berlin qui était arrivé pour une nouvelle production... mais une semaine trop tôt ! Ce qui n'est pas forcément très drôle, mais plutôt incroyable quand on pense que, pour ce genre d'activité, il y a un planning super détaillé et très précis que tout le monde doit respecter; les dates sont spécifiées dans chaque communication et il n'y a certainement pas loin de 300

emails qui sont échangés avant la venue des gens. C'est quasiment impossible qu'une erreur comme celle-là se produise ! Mais je me souviens, par contre, qu'il était le premier à en rire ! »

Douceur et révolte

Si on demande ce que peut bien faire Pascal quand il n'est pas à la Philharmonie, il répond : « J'aime beaucoup jouer au tennis. J'en faisais enfant, puis j'ai arrêté, car ce n'était plus compatible avec mon job de guitariste. Et quand j'ai pris le poste ici à la Philharmonie, alors j'ai recommencé. Et surtout, j'ai deux enfants de quatre ans et bientôt sept ans donc j'ai aussi une vie familiale assez riche. » (rires)

D'une douceur extrême, il avoue néanmoins que ces derniers temps, il n'a pu s'empêcher de se sentir attristé, voire révolté par certaines choses : « Évidemment, on ne peut pas passer à côté du problème du Covid, lequel, heureusement, semble se calmer. Et aussi tous les problèmes liés au climat ; on le sait, mais on ne fait pas assez. Mais encore, au-dessus de ça, je mettrais, bien entendu, la guerre en Ukraine et toute la souffrance humaine que cela entraîne. En fait, c'est surtout le fait qu'une seule personne ou un petit groupe de personnes puissent, à ce point, déstabiliser le monde. C'est très frustrant ! » Un chic type, Pascal Sticklies. ●

ACOUSTIC PICNICS

02. - 28.08
HAARD
DIDDELENG

Kulturell Highlights op der Haard.

Am Aklang mat der Natur: ouni Stroum a fossil Energien.

Ticketen a Picknick Kuerf mat regionale Produiten op opderschmelz.lu

12. - 14.08 **Desire Lines**
Audiowalk

15.08 **Social Gaming**

17.08 **Wikinger Schach vum Jugendhaus**

18. & 27.08 **Spillnomëtten**
Fir Kanner an Erwuessener

20.08 **The Visit**
Danz

21.08 **Jemp Schuster & Claire Parsons**
Gesang & Liesung

26. - 28.08 **Krunnemécken & Roland Meyer**
Gesang & Liesung

#DUDELANGE2022

En vrac

La chanson qui te rappelle ton enfance ?

Toutes les chansons que l'on a chantées quand j'étais scout. Elles m'ont vraiment touchées et elles sont toujours là, quelque part en moi.

La chanson qui te fait pleurer ?

Plutôt qu'une chanson en particulier, je vais alors plutôt choisir un requiem allemand de Brahms pour solistes, chœur et orchestre. Une véritable expérience spirituelle.

La chanson qui te donne la pêche ?

We are young du groupe Fun.

La chanson que tu ne peux plus entendre ?

Il n'y en a pas ! En fait, je pense avoir un filtre naturel qui me fait automatiquement couper la radio si c'est le cas ! (rires)

La chanson que tu as honte d'écouter ?

J'ai beau réfléchir, je n'en trouve pas. Non, en fait, j'ai trop de respect pour la musique et je trouve que tout artiste a le droit de s'exprimer. Je sais aussi que, parfois, certains pensent qu'il y a un peu d'arrogance ou un certain élitisme dans le milieu de la musique classique par rapport aux autres styles musicaux. J'ai vraiment le plus grand respect pour toutes les musiques et il ne faut jamais oublier qu'avant toute chose, la musique, c'est de l'art, point !

Eugène Leroy, peintre du Nord

Loïc Millot

Rétrospective-hommage à l'artiste singulier au Musée d'Art Moderne à Paris



C'est presque par hasard qu'il découvrit la peinture : en ouvrant un livre de l'historien de l'art Louis Hourticq. Quelques semaines plus tard, le jeune garçon réalisait ses premières aquarelles. Puis il ne s'arrêta plus. L'heure de la révolte avait sonné. Dans le milieu catholique dans lequel celui-ci grandit, élevé par un oncle prêtre suite au décès de son père survenu un an après sa naissance, Eugène Leroy (1910-2000) vit dans l'art une façon d'éprouver la liberté. Ce qu'il fit aussi au contact de la lumière de la Flandre et des méandres de l'Escaut, en pleine adolescence errante, tourmentée, enflammée par la lecture de Rimbaud. Souvent littérature et peinture se mêlent chez celui qui fut, par ailleurs, professeur de français et de latin. Un métier qu'il combina avec son activité de peintre pendant plus de vingt ans, jusqu'à ce que la vente de ses toiles lui permette d'assurer définitivement sa subsistance au début des années 60. Comme c'est souvent le cas

chez les peintres, Leroy est peu prolixe au sujet de son art. Et lorsqu'il consent à en parler, c'est en se cachant généralement derrière des paravents littéraires, citant Proust, Rimbaud, François Villon, ou encore le philosophe Henri Bergson.

Vient le jour où Eugène Leroy rencontre en 1929 Valentine Thirant, qui deviendra sa femme en même temps que son modèle. La peinture et la vie se confondent dès lors. De Valentine, il aime particulièrement la tendresse de son regard, qui lui évoque les yeux de Hendrickje Stoffels (1626–1663) dans les portraits de Rembrandt. C'est justement sur cette double allégeance – allégeance à l'amour, comme aux grands maîtres de la peinture – que s'ouvre l'ambitieuse exposition « Eugene Leroy. Peindre » qui se tient au Musée d'Art Moderne de Paris jusqu'au 28 août 2022. Dès la première salle en effet, deux séries de portraits féminins se font face, situés l'une et l'autre

à chaque extrémité de la carrière de l'artiste. Un écart temporel qui recueille les évolutions d'un labeur acharné, permanent, dans son atelier de Wasquehal. D'un côté se trouvent les portraits de Valentine qu'il réalise à partir des années 1930, dans un style encore hésitant. De l'autre, ceux de Marina, jeune femme qui l'accompagne les quinze dernières années de son existence, tout empreints de la matière épaisse qui le caractérise, dans la filiation de Van Gogh et plus encore de Chaïm Soutine. Là, le sujet est à peine saisissable, disparaissant dans un amas épais de couleurs ayant défait ses contours. Allégeance aux maîtres de l'art ensuite, à commencer par Rembrandt qui fut, étant adolescent, sa révélation, comme il le livre à Bernard Marcadé dans un entretien: « Je dis toujours que c'est Rembrandt qui m'a sauvé. À quinze ans, j'ai trouvé un livre sur lui avec de petites reproductions en noir et blanc. Je n'avais à l'époque aucun jugement esthétique, je ne connaissais

d'ailleurs même pas ce mot, esthétique... Cela a été une bouffée d'air frais invraisemblable. Je voyais enfin qu'il pouvait y avoir un monde où il y avait des gens qui étaient bons et forts. » Outre la référence, plutôt transparente, à *La Parole des aveugles* (1568) de Pieter Brueghel, figure une belle interprétation de Rembrandt et de sa célèbre *Ronde de nuit* (1642), que l'on reconnaît ici principalement grâce à la présence d'une figure noire imposante au centre de la composition – le capitaine Frans Banning Cocq, également commanditaire du tableau. Autre inspiration provenant de l'Hollandais: *Une Femme au bain* exécuté en 1935, et dont Hendrickje Stoffels a probablement été le modèle. La peinture flamande, on l'aura compris, a la primeur de Leroy, qui bénéficia à l'époque d'un passe-droit pour étudier de près directement les œuvres du Palais des Beaux-Arts de Lille, le plus important en France par sa collection après Le Louvre. Au sein de ce musée personnel se trouve une très belle *Annonciation* d'après Hugo van der Goes, aussi bien que *La Tentation* d'après Jérôme Bosch. Les autres foyers traditionnels n'en sont pas exclus pour autant. Ainsi de Titien et de Manet, auxquels il reprend la sensualité vénusienne des nus, de Velasquez et de ses *Ménines* (1656), ou de Giorgione et de son *Concert champêtre* (1508). Bellini, Courbet, puis Mondrian au terme de sa vie, feront partie de ce panthéon très sélectif.

A côté de ces différentes formes d'affiliation, Leroy creuse un sillon singulier, constitué de natures mortes (poissons, bouquets de fleurs), de crucifixions, de marines, de portraits et d'auto-portraits travaillés sur le long terme. Contrairement au cinéma, dont les conditions de production fixent définitivement les formes de l'objet réalisé, une expérience inédite du temps et de la matière se présente au spectateur, qui perçoit un tableau retouché sur plusieurs décennies par l'artiste (!), où la matière s'accumule, s'épaissit, alourdissant la toile, labourée à la façon d'un paysan. Expérience de la lumière aussi, initialement vouée au clair-obscur sous l'influence de Rembrandt, avant qu'il ne s'en éloigne pour adopter un dispositif plus personnel – le modèle étant de part et d'autre traversé par deux sources de

«Je dis toujours que c'est Rembrandt qui m'a sauvé »

Eugène Leroy

lumière naturelle opposées. L'entreprise de Leroy échappe enfin à la traditionnelle dichotomie entre figuration et abstraction, ses figures étant continuellement prises dans une tension précaire entre apparition et disparition, leurs existences même mises à l'épreuve de leur dissolution dans la chair des couleurs et de la matière.

Après avoir dévoilé l'œuvre rare de Toyen ou celle, toute aussi confidentielle, de Hubert Duprat, le Musée d'Art Moderne de Paris s'illustre donc, une fois de plus, par la pertinence et la singularité de ses propositions curatoriales. Il fut d'ailleurs la première institution parisienne à consacrer, en 1988, une grande exposition d'envergure à Eugène Leroy. ●

Exposition « Eugene Leroy. Peindre » au Musée d'Art Moderne de Paris, jusqu'au 28 août 2022.



Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 07.10.2022
Heure : 10.00 heures

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Soumission relative aux travaux d'installation HVAC et la gestion technique de régulation dans l'intérêt de la construction des Archives nationales à Esch-Belval.

Description succincte du marché :
– Travaux d'installation de chauffage, de climatisation, de ventilation, d'isolation thermique et calorifique des installations et de la gestion technique du bâtiment.

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Dossier de soumission à télécharger gratuitement sur le Portail des marchés publics (www.pmp.lu).

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Conditions de participation :
Les conditions de participation sont précisées au cahier des charges.

Réception des offres :
La remise électronique des offres sur le Portail des marchés publics (www.pmp.lu) est obligatoire pour cette soumission conformément à la législation et à la réglementation sur les marchés publics avant les date et heure fixées pour l'ouverture.

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'U.E. :
25.07.2022

La version intégrale de l'avis n° 2201585 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

Ministère de la Mobilité et des Travaux publics
Administration des Bâtiments publics

Avis de marché

Procédure : Européenne ouverte
Type de marché : Fournitures

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 08.09.2022
Heure : 10.00 heures

Lieu :
Les offres sont obligatoirement et exclusivement à remettre via le Portail des marchés publics avant la date et l'heure fixées pour l'ouverture.

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Travaux de fourniture et pose de mobilier à exécuter dans l'intérêt du pôle d'échange rond-point Serra – bâtiment A

Description succincte du marché :
– Tables de bureau env. 160 pcs ;
– Chaises de bureau env. 160 pcs ;

- Armoires de bureau env. 340 pcs ;
- Tables de conférence env. 70 pcs ;
- Rayonnages env. 230 pcs.

La durée de la mise en place du mobilier est de 15 jours ouvrables, à débiter au 1^{er} trimestre 2023.
Les travaux sont adjugés à prix unitaires.

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Les documents de soumission peuvent être retirés via le Portail des marchés publics (www.pmp.lu).
La remise électronique est obligatoire.

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Conditions de participation :
Toutes les conditions de participation sont indiquées dans les documents de soumissions.

Réception des offres :
Les offres sont à remettre via le Portail des marchés publics (www.pmp.lu).

Date d'envoi de l'avis au Journal

officiel de l'U.E. :
28.07.2022

La version intégrale de l'avis n° 2201594 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

Poste vacant

Le Ministère des Affaires étrangères et européennes
L'office national de l'accueil (ONA)

recrutent un

Infirmier diplômé (m/f)

dans le groupe d'indemnité B1 (Employé) en CDD et à temps plein.

- Missions :**
- Appuyer la Cellule Santé dans l'élaboration et la mise en œuvre de projets liés à la santé des migrants ;
 - Gérer les demandes de support des clients ;
 - Appuyer la Cellule Santé dans la gestion de crises sanitaires et dans la mise en œuvre de l'évaluation des

- besoins spécifiques de ses clients ;
- Assurer le suivi administratif des dossiers des demandeurs de protection internationale.

Conditions d'admission :

- Être détenteur d'un diplôme d'État luxembourgeois d'Infirmier ou diplôme étranger équivalent, avec autorisation d'exercer au Luxembourg ;
- Vous maîtrisez parfaitement les langues luxembourgeoise, allemande, française et anglaise à l'oral et à l'écrit.

Les candidats (m/f) désirant poser leur candidature pour le poste vacant sont priés de consulter le site www.govjobs.lu sous la rubrique « postes vacants » afin d'avoir plus de renseignements sur les missions et les requis du poste vacant ainsi que pour s'informer sur la procédure à suivre.

Date limite de candidature :
9 août 2022

Le politique et le sacré

Paul Rauchs

Visite au festival d’art lyrique d’Aix-en-Provence

Le logo et les affiches de l’édition 2022 du festival n’ont pas échappé, bien sûr, au bleu et jaune du drapeau ukrainien. Aussi, la guerre et la résurrection, aujourd’hui il faut prononcer résilience, ont-elles formé comme un fil rouge sang de la programmation : guerres pour le pouvoir qui se déguisent en guerres de religion, guerres des sexes, guerres entre le surmoi et le ça, guerres de naguère et d’aujourd’hui.

Résurrection : que d’os, que d’os !

Pour les débuts des « hostilités », Aix la bourgeoise s’est encanaillée en se déplaçant à Vitrolles, dans le célèbre et sulfureux stadium imaginé il y a plus de trente ans par l’excentrique Rudy Ricciotti, laissé à l’abandon en 1999 après quelques rares années de service. C’est dans cette espèce d’hippopotame gros et gris, échappé de l’étang de Berre tout proche, que le non moins excentrique Bruno Castellucci a mis en scène ou plutôt en abîme l’hénaurme Deuxième Symphonie de Gustav Mahler, la fameuse *Résurrection*. Castellucci, l’iconoclaste du sacré, a su tirer merveilleusement partie des lieux. L’extraordinaire paysage lunaire, faite de bauxite rouge et de caillasse grisâtre, s’est littéralement déversé dans le stade pour accueillir dans une atmosphère, d’abord sereine et recueillie, un solitaire cheval blanc, pâture de ci de là avant de se faire interpellé par sa cavalière qui finit par tomber sur un os. Cet os est à prendre au pied de la lettre et c’est bien là que le bât commence à blesser. Les restes humains font en effet partie d’un vaste charnier que des ouvriers et scientifiques en blouse blanche vont dépouiller de ses cadavres, à l’aide de force camionnettes, voire d’une petite grue. L’hyperréalisme de cette interminable macabrerie enjoint au spectateur (qui finit par oublier qu’il est en fait un auditeur) de se faire comptable et de compter et recompter le nombre des dépouilles : une bonne centaine, enfants compris, car les bons sentiments, voire un brin de démagogie, ne sont pas loin. À la fin, nous revenons cependant à l’inquiétante quiétude du début, avec une scène grise et vide où une pauvre créature cherche désespérément, comme Lady Macbeth, à effacer l’ineffaçable.

« Et la musique ? », me direz-vous. Eh bien, du haut de ses gradins, le spectateur plonge ses yeux et ses oreilles dans les vents et les percussions de l’orchestre, les cordes, à l’avant, restent hors du champ. Cette disposition affecte l’équilibre de la

masse sonore et le tire vers un pôle plus grinçant et plus belliqueux. Pourquoi pas ? Dans les premiers mouvements, le chef Esa-Pekka Salonen fait résonner l’Orchestre et les Chœurs de Paris d’une façon un peu trop solennelle, voire grandiloquente, mais ce n’est que pour mieux retrouver dans le final un son grandiose, émouvant, *menschlich, allzu menschlich*, simplement humain, qui fait la part belle à la voix humaine, portée par un chœur extraordinaire de justesse et d’humilité. Un très grand bravo à l’alto Marianne Crebassa, merveilleusement soutenue par la soprano Golda Schultz.

Que retenir alors de cette soirée, malgré tout, belle et émouvante ? Requiem ou résurrection ? Le charnier que le siècle dernier a instauré comme corollaire désormais de notre (in)humanité est à l’image du paysage dans lequel il s’est fondé, pays pas sage saccagé par l’espèce qu’il a nourrie en son sein.

Idoménée : de la hauteur avant toute chose

Après la fait-diversification que Simon Stone a infligé à l’opéra l’an dernier en faisant prendre le métro à Tristan, voici que Satoshi Miyagi réinstalle ses protagonistes sur le piédestal de la *polis*, non sans avoir relu les *Fragen eines lesenden Arbeiters* de Bert Brecht. C’est le même peuple anonyme d’en bas qui a construit *das siebentorige Theben* et péri sous la bombe à Hiroshima qui, du fond des chantiers, des cachots et des tombes, alimente et meut la scène publique où vivent, aiment, haïssent et se déchirent ceux d’en haut. La magie de la dialectique a opéré, et de quelle manière ! La thèse de Raphael Pichon, à la tête de sa merveilleuse phalange Pygmalion, qui veut voir dans les personnages des êtres en chair et en os avec des sentiments gros comme ça, a épousé l’antithèse du metteur en scène qui présente des protagonistes qui tiennent encore des personnages allégoriques du baroque, pour donner naissance à la synthèse avec un Mozart qui a parfaitement intégré, pour mieux la dépasser, la leçon de Gluck. Ce qui nous a donné un spectacle où l’émotion et le plaisir étaient au service de la raison. L’esthétique diaphane du Japon a éclairé l’ambivalence de la « civilisation » occidentale qui a produit Mycène et Hiroshima, le théâtre et la bombe. *Elettra*, l’ancêtre de Donna Elvira et de la Reine de la Nuit (extraordinaire Nicole Chevalier qui remplaça ce soir-là, et de quelle manière, la

tenante du rôle), a vociféré et vocalisé sa douleur de voir périr son amour pour Idamante et donc pour le monde d’hier, quand le chœur, juste et émouvant à souhait, faisait entendre la voix du futur, d’une Cité apaisée, mais pas dupe pour autant. Le ténor américain Michael Spyres campa un Idomeneo quasi idéal, à la voix ample et puissante, avec juste ce qu’il fallait de doute et de peur. Il était bien ce tyran, décrit par Platon, qui, incapable de se conduire lui-même, est tout à fait inapte à conduire la Cité, prêt à sacrifier (littéralement) le premier venu pour sauver sa vie, fût-ce, après maintes hésitations, son propre fils. Toute ressemblance avec l’empereur du Japon défait en 1945 n’est pas fortuite, mais voulue et pointée par le metteur en scène.

Moïse et Pharaon : les santons et les patrons

Apprécié et adulé comme le génie de l’opéra *buffa*, Rossini voulait enfin prouver qu’il excellait aussi dans l’opéra *seria*. Il composa donc *Mosè in Egitto* pour Naples, qu’il remania quelques ans plus tard pour Paris en *Moïse et Pharaon*, en français s’il vous plaît. Et voilà que Tobias Kratzer le monte comme un opéra bouffe : chassez le naturel, il revient au galop. Pharaon gère son empire comme une entreprise, entouré de courtisans-consultants en costume-cravate, suivez mon regard. La scène est séparée en deux avec de l’autre côté les juifs captifs, identifiés à des migrants évoluant dans un camp de réfugiés, ce qui n’empêche pas Moïse de haranguer son peuple, les dix commandements tatoués sur les bras. Mais on aurait dit des santons jouant quelque scène pastorale dans une crèche de Noël. Mais après tout, nous sommes en Provence. On sourit donc à ces trouvailles, sans oublier que le metteur en scène nous confronte à la tragédie actuelle qui mêle crise migratoire et changement climatique. Les plaies surnaturelles deviennent des catastrophes naturelles qui font chuter les cours de la bourse suivis par Pharaon sur son écran d’ordinateur. On connaît la fin : les Juifs traversent la mer pied sec et les poursuivants égyptiens seront engloutis par les flots. La référence à l’actualité fonctionne, à la notable exception près qu’aujourd’hui ce sont les Égyptiens et leurs frères arabes et africains qui se noient et les Israéliens qui font partie du monde occidental et technocrate. Michele Mariotti, en rossinien averti (il est né, comme le compositeur, à Pesaro) dirige l’Orchestre et les Chœurs de l’Opéra de Lyon non sans une certaine emphase qui sied au caractère spirituel de l’œuvre. L’excellent Moïse de Michele Pertusi abonde dans le même sens, Pene Pati donne un Aménophis cynique à souhait face à une Jeanine De Bique en Anaïs très forte et juste en voix. Et si la langue française sied si bien à Bizet, Saint Saëns et Debussy, elle ajoute chez Rossini au caractère un peu déclamatoire de ce quasi-oratorio.



Idoménée dans une mise en scène de Satoshi Miyagi

Jean-Louis Fernandez

Comme un fil rouge sang de la programmation : guerres pour le pouvoir qui se déguisent en guerres de religion, guerres des sexes, guerres entre le surmoi et le ça, guerres de naguère et d’aujourd’hui

Il viaggio, Dante : les choses de la vie

Imaginez Michel Piccoli, entre la vie et la mort suite à un grave accident de voiture dans le film de Claude Sautet, qui revoit en un éclair sa vie et se met à la recherche, tel Orphée, de son amour perdu. Mais si Orphée perd son Eurydice une seconde fois en regardant en arrière, Piccoli-Dante retrouve Béatrice en regardant à l’intérieur de lui-même, en franchissant les différents cercles de l’enfer car, c’est bien connu : l’enfer, c’est moi. Il y a quelques années, Bruno Castellucci mettait en scène pour Avignon une *Divine Comédie* très noire. Pascal Dusapin fait don aujourd’hui à Aix d’une sublime comédie, d’un « operatorio », dit-il l’auteur, de toute beauté où l’enfer n’a rien d’un *Venusberg* lubrique, mais tient plutôt d’une espèce de voyage initiatique, d’une rencontre avec les démons et les anges du passé. Comme chez Dante, Virgile est aussi le guide ou plutôt le psychanalyste chez Dusapin qui multiplie les personnages pour expérimenter autant d’ambiances et de tessitures différentes. Les sphères du purgatoire et du paradis sont (bien sûr) beaucoup plus courtes que les cercles de l’enfer, et la musique, pendant le voyage, ne connaît que peu de développement dramatique. Elle est très belle, un peu statique, avec quelques sons orientalisants (gongs et percussions du Levant) au service des solistes qui mêlent vocalises que ne renierait pas le baroque et des incantations dignes d’un Olivier Messiaen. Kent Nagano dirige avec maestria l’Orchestre et les Chœurs de l’Opéra de Lyon qui brillent d’une musicalité fine et sensible en se partageant la fosse. D’où vient alors ce léger sentiment d’ennui qui finit, subrepticement, par s’installer ? De la scénographie peut-être qui, avec force vidéo, flirte souvent avec le kitsch d’un train fantôme, voire d’un film d’épouvante ? La mise en scène virtuose de Claus Guth, aidée par une scénographie non moins virtuose, située, en effet, dès cette création mondiale, l’œuvre originale, en soi hors du temps, dans le temps présent avec ses questionnements et ses angoisses, avec son côté un rien anecdotique.

Salomé : la lune dans le caniveau

Hérode désire Salomé qui désire Iokanaan qui ne désire que son dieu. Le prophète est un véritable taliban qui refuse les plaisirs et enjoint à la femme lubrique, forcément lubrique, de se voiler et de se prosterner devant l’Éternel. Pièce du désir plutôt que de l’amour, la pièce d’Oscar Wilde, sur laquelle s’est appuyé Strauss pour son livret, est un hymne à l’hystérie, allégorie d’une pulsion qui mélange l’éros et le thanatos et que Freud, en ce même moment, est en train de conceptualiser. Face à cette incandescence du désir absolu, Hérode, mâle concupiscent et ridicule du monde d’hier, a déjà perdu la maîtrise sur la femme et le royaume. Ne comprenant rien à la libido primitive et originelle de la femme qui fascine tant le monde « décadent » de la fin du 19e siècle, il n’a qu’à opposer à ce désir éternellement insatisfait la moitié de son royaume (en pierre comptable) ou de somptueux bijoux (en amant petit-bourgeois). Face à ces mâles, Salomé se dévoile dans sa fameuse danse et arrive enfin à embrasser la tête coupée du prophète. Strauss fut son propre librettiste et le futur « Reichsmusikdirektor » ne se priva pas d’ajouter une scène aux forts relents antisémites empruntant aux pires clichés, trois siècles après Bach et sa non moins antisémite *Johannespassion*. D’un Jean à l’autre, l’histoire bégaye : Ponce Pilate livre Jésus au mob juif quand Hérode donne Iokanaan aux exégètes de la thora. La mise en scène d’Andrea Breth eut le mérite, mais oui, de mettre en lumière cette scène caricaturale, merveilleusement interprétée, alors que toute la pièce se déroulait sous la lumière blafarde d’une pleine lune qui commandait aux marées des passions mortifères. Elsa Dreisig campa une Salomé splendide, petit bout de flamme fragile et obstinée, dont la maîtrise vocale permit à l’héroïne d’aller jusqu’au bout de son désir, quitte à se retrouver à la fin dans un enclos blanc et éclairé qui tenait à la fois d’une salle de bains, d’une boutique de boucher, voire d’une cellule d’asile psychiatrique. Elle porta un sceau où on devinait la tête tant convoitée, mais quand elle se pencha pour l’embrasser, le baiser ne fut qu’un vomi. Les effets faciles ne manquaient pas dans cette mise en scène, avec notamment les références aux tableaux de maître, le banquet où la tête du prophète traînait et trônait (déjà) sur le plateau d’argent, sa grosse lune à quatre sous, etc.

À la tête de l’Orchestre de Paris, Ingo Metzmacher ne réussit que partiellement à résoudre la quadrature du cercle qui demande à l’orchestre d’exprimer fortissimo l’infini du désir sans écraser les voix. Conscient de cette problématique, Strauss alléga plus tard sa partition, et ce fut cette retouche de Dresde que choisit, fort à propos, le chef. Et pourtant, l’orchestration de Strauss qui est du Wagner adouci par Mozart, sonnait parfois ce soir-là comme du Wagner retouché par Bruckner. ●



Jean-Louis Fernandez

Salomé dans une mise en scène d’Andrea Breth

Kohlenhydrate-Booster

Stéphanie Majerus

Der beliebte Kirmes-Snack Gromperekichelcher verbreitet ab dem 19. August wieder seinen Fett-und-Zwiebel-Duft auf dem Glacis. Pommes werden als weiterer Kirmes-Kartoffelhit in Schälchen mit Mayo und Ketchup neben dem Top-Spin serviert. Die Kartoffel bahnt sich den Weg in unterschiedlichen Gestalten auf westeuropäische Teller – gedünstet, gebacken oder geröstet. Als Chips begleitet sie jeden zweiten Umtrunk und mit oder ohne Schale das Barbecue. An pürierten Kartoffeln erfreuen sich besonders die ganz Jungen und ganz Alten – so wird ihnen das Kauen erspart.

Weil die Knollen bei vielen Mahlzeiten mit einer unübertroffenen Selbstverständlichkeit mitmischen, könnte man vermuten, sie seien in Europa schon lange heimisch. Dabei ist der Erdapfel eher ein Neuling. Während er in Peru schon vor 5 000 Jahren verspeist wurde, setzte in Luxemburg erst 1709 ein kartoffeliger Wendepunkt ein. In jenem Jahr hielt eisiger Frost das luxemburgische Getreide fest im Griff und führte zu tödlichen Hungersnöten. Die bis dahin zaghafte Annäherung an das Nachtschattengewächs machte einer neuen Zuversicht Platz: Die kalorienreiche Knolle, die sich obendrein verhältnismäßig bequem lagern lässt, eroberte ehemalige Weizenfelder. Sie avancierte zu einem Grundnahrungsmittel, an dem Landarbeiter sich im 19. Jahrhundert mit täglich fast zwei Kilo gütlich taten.

Schon vor dem Kälteeinbruch 1709 war die Tartuffel, wie sie damals genannt wurde, be-

kannt. Aber viele Legenden umgaben sie: Die Kartoffel verursache Lepra und sei giftig (was aber nur für ihren ungekochten Verzehr zutrifft). Vermutlich verbreitete sich die Kartoffel durch König Phillip II., dem im Jahr 1565 eine Kiste dieses Gewächs übergeben wurde. Der König wiederum gab Exemplare an klerikale Kreise weiter, und über ein paar weitere Zwischenstationen trafen die Pflanzen bei dem niederländischen Botaniker Carolus Clusius ein, der sie als Erster systematisch beschrieb.

Auf Feldern des Kleinstaates Luxemburg ist sie mittlerweile eine Randerscheinung. Während 1960 noch 6 000 Hektar Böden dem Heranreifen von Kartoffeln gewidmet waren, sind es in den letzten 30 Jahren nur um die 650. Zum Vergleich: Tier-Futterpflanzen nehmen 30 000 Hektar ein. In absoluten Mengen sind China, Indien und die Ukraine die wichtigsten Kartoffel-Produzenten; relativ zur Landesfläche betrachtet, spielen auch die Niederlande ganz vorne mit.

Seit Russland über einen Angriffskrieg die Weltpolitik umgestalten will, wird vermehrt über Lebensmittelsicherheit diskutiert. Die Schweizer Forschungsanstalt Agroscope empfiehlt, bei machtpolitischen Bedrohungen häufiger ohne Zwischenstopp für den Lebensmittelmarkt zu produzieren. Laut ihren Berechnungen lohnt es sich insbesondere, die Fleischproduktion zugunsten von Kartoffeln einzuschränken. Die Herstellung der Kohlenhydrate-Booster emittiert zudem nur halb so viel an Treibhausgas wie

In Peru wurden sie schon vor 5 000 Jahren verspeist. In Luxemburg setzte ein kartoffeliger Wendepunkt erst 1709 ein

die von Weizenkörnern. Insofern macht es Sinn, von „Freedom Fries“ zu sprechen, aber aus anderen Gründen, als US-Republikaner meinten, als sie vor 20 Jahren Pommes wegen Frankreichs Opposition zum Irakkrieg umtaufen.

Wer die Kartoffeln für ihre Eigenschaften feiern möchte, kann Anfang September zum Bënzelter Gromperefest fahren. Hauptattraktion für Kinder ist d’Grompererafen – in einer Epo-

che, in der Kinder dem e-digi-learning nicht mehr entkommen, eine erfrischend einfache Aktivität. Daneben wird auf dem Knollen-Fest die Moseler Weinkönigin von der Gromperekinigin und dem Grompereklinik parodiert. Was lokal anmutet, ist es allerdings nicht immer: Die Synplants Eislécker Setzgromperengensenschaft exportiert ihre Lady Rosetta, Marfona und Spunta in Länder wie Ägypten, Saudi-Arabien und Libanon. ●



Sven Becker

Stil

L’ E N D R O I T



Nala

L’ouverture officielle du restaurant remanié n’aura lieu qu’au mois de novembre, lorsque les énormes transformations menées par l’architecte d’intérieur Vanessa Berghman seront achevées. Mais comme l’ancien Zenzen de la rue Notre-Dame est en partie déjà ouvert du côté de sa terrasse (ainsi que la salle attenante), et que les changements y sont de taille, y compris au niveau de la

direction, il était opportun d’y passer faire un premier tour. L’établissement spacieux, avec une des plus belles terrasses de la ville (photo : GD), sur le boulevard Roosevelt, donnant sur le siège de la Spuerkeess et sur la Gëlle Fra, a longtemps été un repère pour une clientèle internationale surtout frenchy (comme le local voisin qui porte ce nom). Cela risque de changer avec la reprise par un couple luxembourgeois qui fait ses premiers pas dans la branche. Nala, le nouveau nom du lieu, est un composé des diminutifs de Nadine et Laurent. Elle, ancienne membre de la direction du Centre pénitentiaire de Schrassig, lui ancien policier devenu agent immobilier. Pour assurer le service, ils ont tenu à poursuivre la collaboration avec certains visages connus du lieu, comme Valérie, qui y a travaillé depuis les tous débuts et que certains reconnaîtront même du Colors ainsi que Sophie, Eduardo ou le chef barman Frank. La

coordination des salles incombe à Valentin Ferreira (ex Pas Sage) et les soirées animées à David Pascoal (ex Gotham et Peacock). Si le chef du Zenzen a pris la relève pour faire le pont, on attend en ce mois de juillet la venue de Kevin Marchetti, nouveau cuistot qui a excellé au chaleureux La Résidence à Hue au Vietnam, à la Villa Song de Saigon et au Gran Melia Arusha en Tanzanie. Avec Junior (ex Go Ten), son second, on espère être surpris par de nouvelles tendances au rayon world cuisine. GD

L’ O B J E T

Serax

Ceux qui imaginaient qu’après avoir abandonné leur magasin

de fleurs de la rue Adolphe Fischer, Roger Klein et Marki Losch allaient se contenter de vendre dans leur nouveau petit écrin voisin des bougies de la prestigieuse gamme Baobab, se seront trompés. Amateurs du bel objet, ils ont vite complété leur sélection avec d’autres marques de parfums d’intérieur, ainsi que des vases et autres objets de décoration exclusifs. Plus récemment, ils ont ajouté la fabuleuse série d’assiettes et bols en porcelaine, créée par la designer anversoise Ann Demeulemeester (plus



connue pour ses vêtements, chaussures et bottines, presque exclusivement en noir... et un peu de blanc) en collaboration avec la maison Serax. Comme les vêtements de la diva belge, les pièces se présentent en noir et blanc, en plusieurs couches dégradées. La série s’appelle d’ailleurs Dé. Pour compléter la gamme, on trouvera aussi des lampes de table qui peuvent aussi servir de vase, toujours pour la marque belge Serax. Les lampes sont posées sur un pied qui fait office de batterie, que l’on peut déconnecter une fois chargée pour installer l’objet n’importe où, y compris en terrasse ou au jardin. Une seule fleur déposée dans le vase donne un éclat supplémentaire à la lampe, dont la lumière jaillit par le socle et inonde le vase et la fleur. La lampe-vase existe en différentes tailles et modèles. GD

L’ O B J E T

Panier Modu

Si ce ne sont les madeines de Léa Linster ou la bibine provenant de nos meilleurs vignerons, le touriste de passage au Grand-Duché aura besoin de pas mal de persévérance pour trouver dans les boutiques locales un choix digne d’un objet plaisant du petit pays aux grandes ambitions. Le kitsch suranné des boutiques de souvenirs proches du Palais grand-ducal domine le secteur quand ce ne sont pas les couleurs du « nation branding » sur des objets plus ou moins utiles. Pour sauver la donne, on peut compte sur Amy, la surprenante proprio du Modu Shop à la Côte d’Eich, qui est pourtant originaire de New York. Elle a eu la bonne idée de faire fabriquer un produit qui, en plus d’être joli, est utile partout où son propriétaire l’emmène puisqu’il



s’agit d’un panier en toile de jute et lanières en cuir, sur lequel on retrouve le nom de Luxembourg décliné dans une typographie sobre et élégante. Le sac est labellisé par une société californienne spécialisée dans le commerce équitable et qui le produit au Bangladesh où les femmes qui le fabriquent acquièrent une certaine indépendance économique. Cerise sur le panier, Modu a fait fabriquer un second panier, lequel est parfait pour le pique-nique avec deux poches intérieures où placer des bouteilles de vin ou autres breuvages. À voir sur le site themodushop.com. GD

